

62. Jahrgang

1961

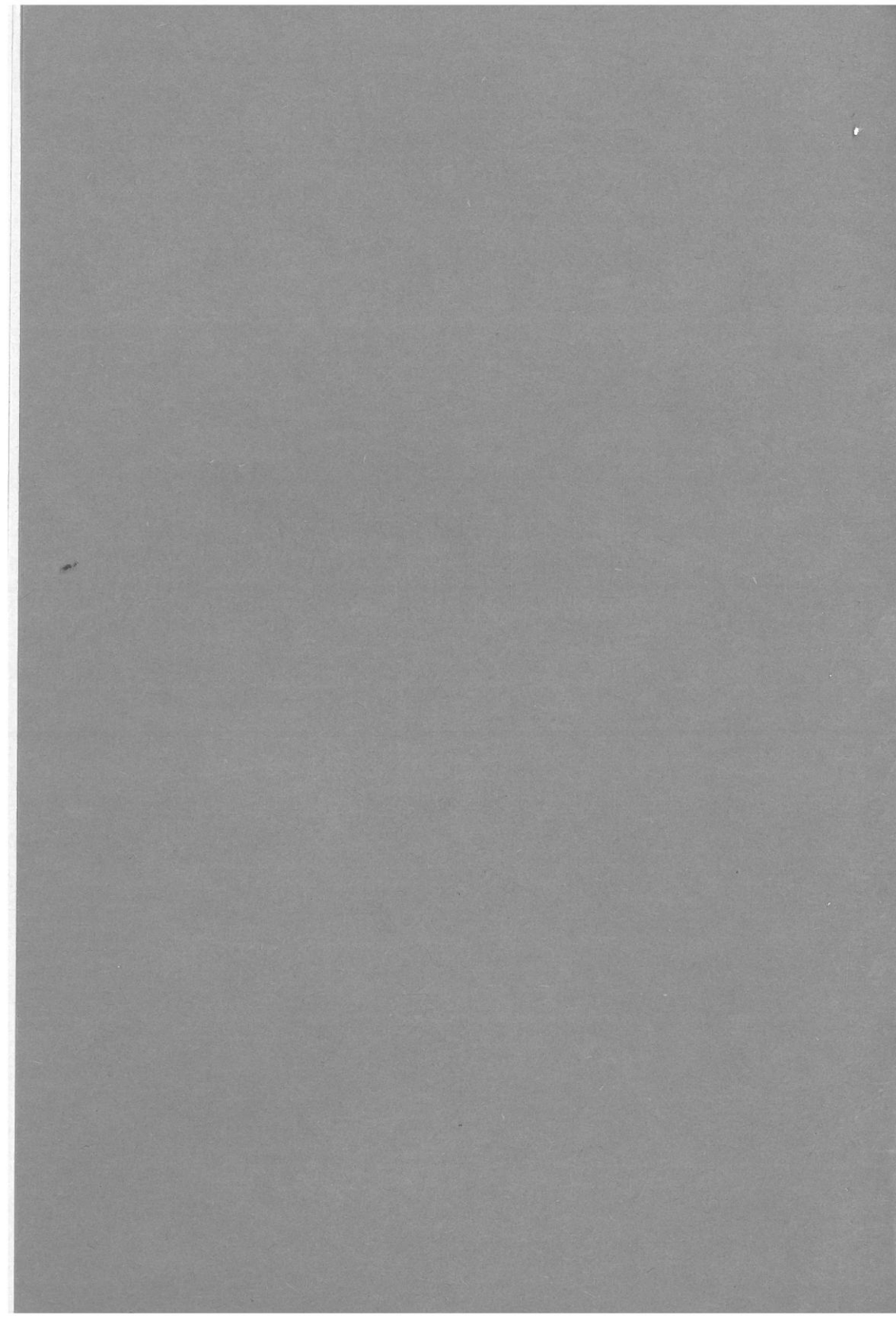
Der Deutsche Tropenlandwirt

Zeitschrift des Verbandes
Alter Herren vom Wilhelmshof
Witzenhausen a. d. Werra
für die Kameraden und Freunde



Schriftleitung: Dr. Hartwig Goll, Limburg/Lahn, Blumenrod

Januar 1961

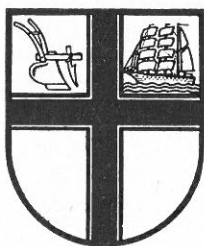


62. Jahrgang

1961

Der Deutsche Tropenlandwirt

Zeitschrift des Verbandes
Alter Herren vom Wilhelmshof
Witzenhausen a. d. Werra
für die Kameraden und Freunde

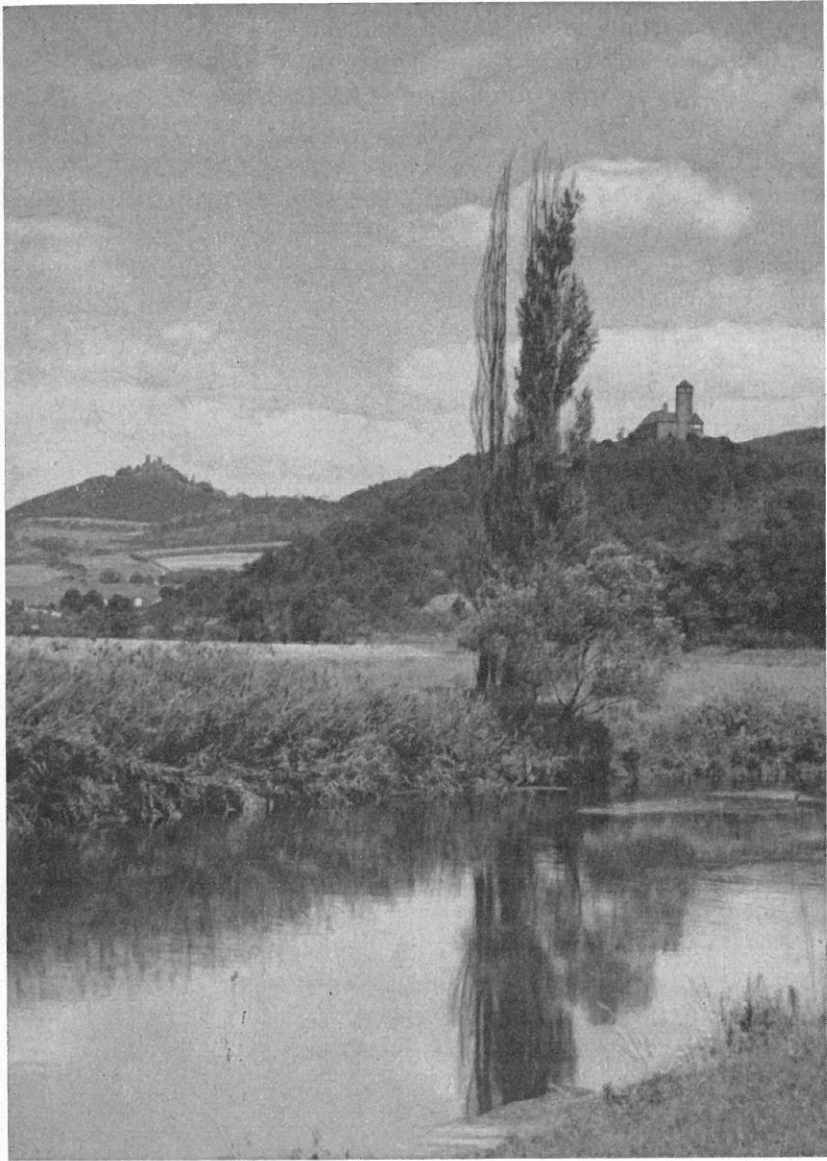


Schriftleitung: Dr. Hartwig Goll, Limburg/Lahn, Blumenrod

Januar 1961

Verzeichnis der Abbildungen

Hanstein und Ludwigstein	3
Witzenhausen an der Werra	9
Zuckerrohrsaatgut auf Hacienda El Sunza, El Salvador	32
Beim Pflanzen des Zuckerrohrs	33
Beim Kaffeeverlesen in El Salvador	37
Farm Jena, Südwestafrika	45
Sisalschnitter an der Arbeit	51
Die Feldbahn, das billigste Transportmittel	52
Zwergkokospalmen bei Bagamoyo	55
Geburten, Todesfälle, Wachstum in den Kontinenten	57
Felswüste in Nordafrika	58
Sanddünen	58
Oase in der Felswüste der tropischen Sahara	59
In Schaumstoff gesteckte Schnittblumen	60
Sanseveria laurentil in Schaum gewachsen	61
Boden mit Schaum bedeckt	62
Schaum unter der Erdoberfläche	63
Regen- und Temperaturverhältnisse in Afrika	64
Altherrentag 1960	109
Park mit Hauptgebäude der Lehranstalt	117



Hanstein und Ludwigstein
zwischen diesen beiden Burgen verläuft die Zonengrenze

Inhalt

Rückblick und Ausblick	5
Entwicklungsländer Ostafrikas, von Ministerpräsident v. Hassel	10
Aus der tropischen und subtropischen Landwirtschaft:	
Das Kaffeeland El Salvador, von Fritz Engelhard	31
Südwestafrikanische Farmwirtschaft im Umbruch, von H. J. v. Hase	42
Arbeitsleistungen und Löhne der Sisalarbeiter, von Eberhard Jelinek	47
Ernteergebnisse bei Kokospalmen, von Arthur Arras	55
Verfahren zur Gewinnung von Neuland, von Heinz Baumann	57
Die Bedeutung des Pflanzenschutzes, von Wolfgang Delfs-Fritz	65
Aus der Lehranstalt für tropische und subtropische Landwirtschaft:	
Exkursionsbericht des Lehrgangs 1960, von Martin Skottke	80
Semesterbericht des Lehrgangs 1960, von Wolfram Körner	94
Aus dem Altherrenverband:	
Erlebnisberichte Alter Kameraden	98
Offiziersbambusen mit europäischer Erfahrung, von Paul Ritter	98
Erlebnisse im Kongo 1960, von Joachim Grytzka	100
Protokoll des Konvents 1960	104
Kameradenbrief	106
Familiennachrichten	121

Rückblick und Ausblick

Der 5. Lehrgang der Lehranstalt für tropische und subtropische Landwirtschaft hat bereits begonnen, wenn die Alten Kameraden in der Heimat und in Übersee das neue Heft unseres geliebten „Kulturpioniers“ in den Händen haben werden.

Am 15. und 16. Dezember 1960 fanden die Abschlußprüfungen des 4. Lehrganges statt. Alle 26 Studierenden haben ihre Prüfung als „Ingenieur für tropische und subtropische Landwirtschaft“ bestanden.

Leider wurde der harmonische Abschluß dieses Lehrganges durch den plötzlichen Tod des Dozenten für Boden- und Klimalehre, Herrn Dr. Pickenbrock, getrübt. Herr Dr. Pickenbrock starb wenige Tage vor Beendigung des Lehrganges völlig unerwartet auf einem seiner gewohnten weiten Spaziergänge zwischen Warteberg und Ellingerode. Mit Herrn Dr. Pickenbrock verliert die Lehranstalt für tropische und subtropische Landwirtschaft nicht nur einen von den Studierenden und Lehrern geschätzten und verehrten Dozenten, sondern auch einen auf seinem Gebiet anerkannten Wissenschaftler und Könner. Herr Dr. Pickenbrock wurde mitten aus seinem Schaffen und neuen Plänen hinweggerafft. So war er gerade seit November auch von der Universität Göttingen mit der Abhaltung von Vorlesungen über tropischen und subtropischen Pflanzenbau beauftragt worden, ferner sollte er Anfang des Jahres 1961 im Auftrage des Bundesernährungsministeriums mit einer Forschungsgruppe nach Togo reisen.

Dieser Verlust, den die Lehranstalt in Wigenhausen durch das Hinscheiden des Herrn Dr. Pickenbrock erlitt, wird sich nur sehr schwer ersetzen lassen. —

Seit Erscheinen des letzten Kulturpioniers im Mai 1960 läßt sich die Weiterentwicklung unserer Lehranstalt wieder besser überblicken. Aber immer wieder stehen wir vor der Frage, ob das Erreichte in System, Zielstellung und Weg zweckmäßig sei, so daß man's als Norm festhalten sollte, oder ob man grundsätzlich oder im Einzelnen ändern sollte.

Es ist nicht Aufgabe des Kulturpioniers, sich in Fragen einzumischen, deren Beantwortung Aufgabe der im Gesamtgefüge der neuen

DRS vorgesehenen verantwortlichen Stellen ist, von Aufsichtsrat, Kuratorium, von Direktor und Lehrkörper oder den diesen Körperschaften vorgeordneten Stellen in Bund und Land.

Aber es ist kein Geheimnis, es ist letztlich so natürlich und selbstverständlich, daß alle diese Stellen in dem Bewußtsein, daß die Anstalt nichts Fertiges, in ihrer Entwicklung Abgeschlossenes darstellt, die heutigen Verhältnisse als einen ersten oder zweiten Schritt einer Entwicklung ansehen, die weiterführt, weiterführen muß.

Es sind immer zwei Seiten des Mühens im Aufbau und Ausbau: Einmal die Schaffung einer gesunden sicheren wirtschaftlichen Basis — die Bereitstellung eines entsprechenden Etats. Diese Aufgabe ist, das wissen wir, als erste und mit allem Nachdruck von den dafür maßgeblichen Stellen in Angriff genommen worden. Und sie hat Ergebnisse gezeitigt, die weitere, eindrucksvollere erwarten lassen, wie sie auch die anschließenden Ausführungen des Herrn Ministerpräsidenten v. Hassel erkennen lassen.

Und wir wissen auch, daß heute, wo sich die wirtschaftliche und finanzielle Basis kräftigt, sich die Gedanken auf das andere Problem konzentrieren, auf den Ausbau der eigentlichen Lehranstalt. Wir glauben, die zuständigen Organe unserer Lehranstalt werden es uns, die hier einmal Schüler gewesen sind und die dann, auf dem fußend, was ihnen die Ausbildung an der DRS gegeben hat, ihre Lebensarbeit aufgebaut haben, nicht verwehren, daß wir uns mit den Fragen des Ausbaus beschäftigen, uns vielleicht auch zum Wort melden.

Es ist nun nicht so, daß man sich in den hinter uns liegenden Monaten mit dem Prüfen und Planen begnügt; es ist doch von manchem Schritt, der die Lehranstalt voranbrachte, zu berichten: In den Räumen der ehemaligen Molkerei ist ein vorbildliches, ganz neuzeitlich eingerichtetes Lehr-Laboratorium entstanden. Das Gewächshaus hat nichts mehr mit dem gärtnerischen Wirtschaftsbetrieb zu tun, ist ein Lehrbetrieb und als solches so klar auf die Aufgabe ausgerichtet, wissenschaftlich und methodisch, daß es jeden Vergleich mit den Gewächshäusern anderer wissenschaftlicher Institute bestehen kann. Daß die Häuser überholt worden sind, daß eine neue Beheizungsanlage eingebaut worden ist, soll nebenher erwähnt werden, auch daß die Pläne, die Gewächshausanlage zu erweitern, beginnen Gestalt anzunehmen.

Für die Ordnung und den Ausbau des Zentrums aller wissenschaftlichen Arbeit der Lehranstalt, der Bücherei, die einstmals als „kolonialkundliches Institut“ mehr sein wollte als bloße Bibliothek, ist in den letzten Monaten Erhebliches getan worden.

Das so wichtige Erfordernis der Einstellung einer besonderen Kraft für die Bücherei ist trotz der eigentlich unhaltbaren Verhältnisse unerfüllt geblieben; aber es sind sehr erhebliche zusätzliche Beträge für die Beschaffung von Büchern zur Verfügung gestellt worden, so daß unsere Bücherei endlich aufholen konnte. Und Gleiches gilt für die immer stiefmütterlich bedachten Lehrmittel.

Voraussichtlich im kommenden Jahr schon wird uns die Höhere Landbauschule verlassen, dann stehen die Räume des alten Klosters wie ehedem ausschließlich der Lehranstalt zur Verfügung. Aus der Tatsache allein, daß die Räume für unsere Lehranstalt freigemacht werden, ließe sich erkennen, wie weit die Pläne der für die Entwicklung unserer Schule verantwortlichen Stellen gehen.

Wir, die Kameraden vom ASB, haben allen Grund, zuversichtlich, aber auch dankbar in die Zukunft zu schauen. —

Mit Erstaunen, vielleicht auch mit Mißbilligung werden Sie, als Sie dieses Heft zur Hand nahmen, festgestellt haben, daß wir schon wieder mal die äußere Form einer uns lieb gewordenen Einrichtung den Zeitumständen anpassen mußten. War es zuletzt die Bezeichnung unseres Verbandes, die wir abänderten, um Mißverständnissen aus dem Wege zu gehen, so ist es dieses Mal der Name unserer Zeitschrift selbst.

Es ist dem Altherrenverband nicht leicht gefallen, sich von dem alten Namen „Der Deutsche Kulturpionier“ zu trennen, unter dem unsere Zeitschrift nun 61 Jahre lang erschienen ist. Aber vielen Persönlichkeiten oder Dienststellen, deren Verständnis und Wohlwollen unsere junge Lehranstalt bedarf, erschien dieser Name unserer Zeitschrift immer wieder als ein Stein des Anstoßes.

Für uns Alte Kameraden früher stand hinter dem Namen „Kulturpionier“ eigentlich nie der überhebliche Anspruch, für andere Völker Kulturbringer sein zu wollen. Für uns war es ein Name, in dem sich Unternehmungslust und Tatendrang mit einer seelischen Haltung paarten, Eigenschaften, die wir auch heute von jungen deutschen Menschen erwarten, die in fremde Länder hinausziehen. Und doch müssen wir, um jeder Mißdeutung den Boden zu entziehen und um die Mentalität anderer Völker, die heute besonders empfindlich ist, zu berücksichtigen, Abschied vom alten Namen nehmen.

Es sollte uns also nicht lange verdrießen, wenn unsere Zeitschrift von jetzt ab unter einem anderen Namen erscheint. Die neue Bezeichnung „Der Deutsche Tropenlandwirt“ wurde nach langen Überlegungen gewählt. Er bietet kaum Angriffspunkte von anderer Seite; er

stellt den Beruf, dem wir alle zustreben, heraus, und er klingt, was uns die Umstellung leicht machen kann, an unseren alten Namen „Der Deutsche Kulturpionier“ an, von dem er auch zwei Worte übernimmt.

Schließlich kommt es nicht so auf den Namen an, sondern von der Weiterentwicklung der Lehranstalt und von der Mitarbeit der jungen Alten Kameraden wird es abhängen, ob unsere Zeitschrift auch unter neuem Namen für uns alle ihre bisherige Bedeutung und Wirkung behalten wird.



Wiesenhausen an der Werra

„Entwicklungsländer Ostafrikas“

Bericht über eine Studienreise.

Von Ministerpräsident Kai-Uwe von Hassel

02
Entw

I.

Zum erstenmal seit Jahrzehnten wird in Deutschland eine Afrika-Woche veranstaltet (Oktober 1960). Sie soll der Begegnung der Bundesrepublik mit der neuen afrikanischen Welt dienen, sie soll uns vertrauter machen mit den Fragen, die in diesem Kontinent zur Lösung anstehen, sie soll den Vertretern dieses Kontinents die Möglichkeit geben, Einblick zu nehmen in unsere Verhältnisse und hier unmittelbar für ihre Anliegen zu werben.

Im Rahmen dieser Afrika-Woche bin ich gebeten worden, über eine Reise zu berichten, die mich im Juli und August dieses Jahres zum Teil gemeinsam mit dem Präsidenten der Deutschen Afrika-Gesellschaft, Herrn Dr. Gerstenmaier, durch die ostafrikanischen Länder geführt hat. Ich werde versuchen, den Schwerpunkt meiner Ausführungen aber auf die Überlegungen abzustellen, die ich während und nach dieser Reise über die Fragen der deutschen Entwicklungshilfe angestellt und die ich danach mit zahlreichen mir bekannten Persönlichkeiten erörtert habe.

Präsident Dr. Gerstenmaier hatte mich gebeten, ihn auf dieser Reise zunächst durch Kenya zu begleiten und mich alsdann zu konzentrieren auf die Gebiete, die ich aus eigener beruflicher Tätigkeit in den Jahren von 1935 bis zum Ausbruch des Krieges kannte, in denen ich als Landwirt und Kaufmann gelebt habe, deren Verhältnisse mir damals vertraut waren, unter deren eingeborener Bevölkerung ich vielleicht noch manchen Bekannten wiederfinden und mit denen ich vielleicht auf Grund der Tatsache, daß ich ihre Sprache beherrsche, ein offenes Gespräch führen könnte. Ich würde also die Entwicklung zwischen 1939 und heute, die wirtschaftlichen und politischen Zustände beurteilen und mir ein Bild über die weiteren Wege dieser Gebiete in die Selbständigkeit machen können.

Mein Besuch konzentrierte sich also auf Ostafrika: 8 Tage Kenya, 3 Wochen Tanganjika einschl. Sansibar und je 4 oder 5 Tage Uganda

und den Sudan. Diese Reise brachte mich in Berührung mit Regierungsbeamten und Kaufleuten, mit afrikanischen, indischen oder europäischen Politikern, Parteiführern und Ministern, mit Pflanzungsauffsehern und Arbeitern, mit Ärzten, Missionaren und Pastoren, mit Professoren und Technikern, mit alten deutschen Pflanzern, mit „white hunttern“ und Wirtschaftswunder-Jägern. Ich besichtigte Pflanzungen, Fabriken, Staudämme, Elektrizitätswerke; ich wurde bekanntgemacht mit einer Fülle von Projekten — vorzüglichen und phantastischen.

Ich war eine Woche bei den deutschen Benediktiner-Missionsstationen im fast unentwickelten Süden Tanganikas, einige Tage bei den früheren evangelischen Missionen im Norden, die heute Glieder selbständiger afrikanischer evangelischer Kirchen sind. Ich war Gast der britischen Gouverneure oder Residenten, des Präsidenten der Republik des Sudan; ich hatte eine lange Audienz mit dem Kabaka von Uganda.

II.

Wie sieht es in diesen Ländern aus? Um sich ein Bild machen zu können, muß man einige Vorstellungen von den Größenordnungen Afrikas haben. Tanganika ist fast viermal, die vier ostafrikanischen Länder Tanganika, Kenya, Uganda, Sansibar zusammen siebenmal, der Sudan zehnmal so groß wie die Bundesrepublik. Diese vier ostafrikanischen Länder zählen etwa

21.000.000 Eingeborene,
300.000 Inder,
100.000 Araber,
100.000 Europäer.

Die Bevölkerung dieser Länder setzt sich zusammen zum großen Teil aus den Stämmen einer gemeinsamen Rasse, der Bantu, dazu aus Hamiten, Semiten, Niloten und Arabern. Es ist kein einheitliches eingeborenes Volk, es gibt vielmehr eine Unzahl von Stämmen; in Tanganika allein deren über 200, in Kenya über 30, in Uganda etwa 20. Die ethnologische Grundlage, die historische Entwicklung, die Veranlagung bei diesen Stämmen sind sehr unterschiedlich, so daß Stammesfehden ständig auf der Tagesordnung waren, und es ist auch heute noch nicht einfach, Stämme politisch etwa zu einer größeren Gemeinschaft zusammenzuführen.

Der Ausgangspunkt der politischen Entwicklung in diesen Ländern ist also der eigene Volksstamm; in den Anfangsstadien der politischen

Partei Gründungen war demnach Partei mit Volksstamm zunächst identisch. Das führte zu einem völlig unübersichtlichen politischen Bild, bei dem dann große Stämme die kleineren auch politisch majorisierten. Der politische Konsolidierungs-Prozess als Voraussetzung für einen erfolgreichen Weg in die Selbständigkeit mußte also bei einer Zusammenführung mehrerer, vielleicht aller Stämme in eine politische Partei beginnen.

Diese politischen Wege haben dazu geführt, daß Tanganyika alle Kräfte, alle Stämme in einer politischen Partei zusammenführte, der TANU. Tanganyika hat diese Konsolidierung hervorragend zuwege gebracht, hat dabei aber eine Voraussetzung erfüllen können, daß es nämlich eine Persönlichkeit hat, die unbestritten in der TANU die Führung in der Hand hält, und zwar den heutigen ersten Chief Minister Dr. Julius Nyerere.

Man wird mir einwenden, daß es eine zweifelhafte Demokratie wäre, wenn nur eine politische Partei vorhanden sei. Demokratie setze voraus, daß man wählen könne zwischen dieser und jener Partei, zum mindesten also zwischen zwei Alternativen. Demokratie setze voraus, daß einer Regierung eine Opposition entgegensünde, die die Regierung kontrolliere, sie antreibe und ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte verbürge, damit nie wieder Diktatur entstehen könne. Das Land, in dem ich Ministerpräsident bin, ist das einzige Bundesland, das in seinen parlamentarischen Ordnungen dieses Miteinander von Regierung und Opposition in der staatspolitischen Verpflichtung verankert hat. Ich gerate also sicher nicht in irgendeinen Verdacht hinsichtlich meiner demokratischen Grundprinzipien, wenn ich sage, daß man europäische Maßstäbe auf afrikanische nicht anwenden kann. Für Afrika ist es zunächst ein ganz großer Vorteil, daß man sich über die Rassen hinweg, vom Eingeborenen bis zum Asiaten und Europäer, in einer politischen Partei finden kann. Konkurrierende Parteien in dieser afrikanischen Welt führen allzu leicht zu demagogischen Ausartungen, die eine gesunde Entwicklung dieser Staaten verhindern können.

Tanganyika ist auf dem Wege, den Beweis anzutreten, daß der Weg in die Selbständigkeit freigehalten werden kann von großen Erschütterungen und Chaos, die bisher Geschaffenes vernichten und den Neuaufbau um Jahre unterbrechen und verzögern würden.

Als Dr. Gerstenmaier und ich am 11. Juli in Nairobi landeten, hatte der Kongo seine Selbständigkeit gerade erst 11 Tage zuvor erhalten. Drei oder vier Tage nach dieser Selbständigkeit wurde die Explosion ausgelöst; die ersten Flüchtlinge trafen bereits in den ost-

afrikanischen Nachbarländern ein. Jeder Nichtafrikaner stellte sich die Frage, ob auch für ihn eine gleiche Entwicklung kommen könnte wie drüben im Kongo, ob er das Land verlassen müßte, vielleicht nur das nackte Leben retten könne; ob er die Koffer packen, bereits die Pläne für die Abreise seiner Frau und seiner Familie machen sollte; ob es sinnvoll wäre, sein Geld in sichere Gebiete zu transferieren; vielleicht sogar seine Pflanzung, sein Geschäft zu verkaufen und sein Kapital abzuziehen.

Der Unruhe auf Seiten der Nichtafrikaner stand die gleiche Unruhe auf Seiten aller eingeborenen Politiker gegenüber. Auch sie sahen in der Entwicklung am Kongo eine große Gefahr für ihre eigenen Bestrebungen zur Unabhängigkeit. Mir schien, daß sie Verständnis dafür hatten, wenn England als Treuhänder und Protektorats- oder Kolonialmacht den ostafrikanischen Ländern die Freiheit jetzt noch nicht geben würde, sondern diese Unabhängigkeit noch weitere Jahre mit der Begründung hinauschieben würde, daß eine Unabhängigkeit für diese Gebiete heute die gleichen Gefahren wie im Kongo heraufbeschwören würde und daher die Übergangsphase verlängert werden müßte.

Die Kritik an der Entwicklung im Kongo traf vor allem mit großer Härte die Belgier, denen man vorwarf, sie hätten die Selbständigkeit zu schnell und unvorbereitet gewährt. Die Kritik der eingeborenen Politiker war genau so hart gegenüber den eingeborenen Politikern des Kongos: Man warf Kasawubu vor, daß er sich nur um die Dinge seines eigenen Stammes im West-Kongo gekümmert hätte, daß er nicht „nation-wide-minded“ gewesen, und daß Lumumba überhaupt erst vor zwei Jahren Politiker geworden sei. Man warf ihnen vor, daß sie keinerlei Team gebildet hätten, daß sich vielmehr jeder nur für sich oder seinen Stamm, nicht aber für das Ganze eingesetzt habe. Man warf ihnen vor allem vor, daß sie lediglich für die Erringung der Freiheit gestritten, sich aber mit den Fragen, die am Tage nach der Freiheit von der neuen selbständigen Nation gelöst werden müßten, nicht befaßt hätten.

Ganz anders sah es nun in Tanganyika und Kenya aus. Sowohl auf Seiten der verantwortlichen englischen Treuhänder oder Kolonialmacht als auch auf Seiten der afrikanischen oder der asiatischen Politiker bemüht man sich darum, eine Mannschaft auszubilden, die mit der Erringung der Selbständigkeit die Führung in der obersten Spitze, aber auch unten, übernehmen könnte. Man beschäftigte sich vor allem seit langem mit der Ausarbeitung der erforderlichen Pläne für Schulwesen, Erschließung für wirtschaftliche Maßnahmen. Mir war dabei

höchst interessant, als einer der Minister in Daresßalaam mir sagte, daß diese Planungen so umfassend seien, daß sie sie nicht alle auf einmal realisieren könnten, daß sie daher Prioritäten festlegen müßten.

Aus diesen kritischen Betrachtungen über die Entwicklung im Kongo und den Maßnahmen, die stattdessen zur Vorbereitung in Tanganjika und Kenya sichtbar sind, aus der ganzen mehrjährigen Entwicklung bis zur gegenwärtigen Phase habe ich damals bereits mit großem Nachdruck behauptet, daß die Entwicklung im Kongo eine einmalige Episode sei, die sich in den ostafrikanischen Ländern nicht wiederholen würde. Der Zeitablauf der letzten 3½ Monate, in denen in Tanganjika die Wahlen stattgefunden haben und die erste von einem Eingeborenen geführte Regierung gebildet worden ist, hat mir bislang Recht gegeben.

Ich habe mich damals darum bemüht, diese meine Auffassung zu verbreiten, weil ich eine Sorge hatte: Wenn Nichtafrikaner ihre Koffer packen, Reisevorbereitungen für ihre Frauen treffen, Geld oder Kapital abziehen und nur von einer Krise sprechen, dann bleibt alles das dem Eingeborenen und seiner engsten Umgebung nicht verborgen und wird sich durch ihn gerüchtweise immer weiter ausbreiten. Das Ergebnis wird sein, daß durch die Unsicherheit auf der einen Seite, durch unkontrollierbare Kräfte auf der anderen Seite, eine Krise tatsächlich ausgelöst wird. Ruhe also hier wird auch zur ruhigen Überlegung dort führen. Man kann, wie mir Dr. Julius Nyerere sagte, eine Krise auch durch ständiges Reden über eine Krise auslösen.

Diese positive Beurteilung gilt zunächst für Tanganjika; in Kenya sieht es etwas anders aus. Die stammesmäßige Zusammensetzung ist nicht so gleichmäßig wie im südlichen Nachbarland. Es gibt hier einen Stamm, der in seiner Größe die anderen Stämme überragt; es sind die Kikuyu, die 1952 den Mau=Mau=Aufstand begannen. Dieser Aufstand erstreckte sich über den Ausnahmezustand, die emergency, bis Ende 1959. Während unseres Aufenthaltes in Nairobi waren gerade wieder 60 der Mau=Mau-Tätigkeit verdächtige Personen verhaftet worden. Ausgangspunkt für diesen schweren Aufstand war die Tatsache, daß ein großer Bereich des Stammesgebietes der Kikuyu den weißen Siedlern in den sogenannten White Highlands vorbehalten blieb. Eingeborene durften dort nicht siedeln. Diese White Highlands sind von vorwiegend englischen Siedlern zu einem blühenden Ackerland gemacht worden: Weizen und Mais, Pyrethium, Kaffee. Es ist ein Stück alten Englands viktorianischer Zeit; tüchtige Männer haben hier im Vertrauen auf die Zusicherung ihrer Kronen das Land erschlossen, aufgebaut. Aber Tatsache ist auch, daß landlose Kikuyu sich dagegen wehren, daß sie von der

Bestellung dort ausgeschlossen sind. Landhunger führte dann zu jenem furchtbaren Aufstand.

Heute hat die Kenya-Regierung, haben Britischer Gouverneur mit weißen und schwarzen Ministern einen Landreformplan aufgestellt, mit dem dieses große Problem gelöst werden soll. Der Landwirtschaftsminister in Kenya hat mich dort zu einer Aussprache über dieses sehr beachtliche Vorhaben. Er, einer seiner für diese Fragen ebenfalls zuständigen Kollegen und der Präsident der KANU, jener Partei, die sich, wie ich bereits bemerkte, vor allem aus Kikuyu rekrutiert, haben die Bundesregierung vor 6 Wochen aufgesucht und über unsere Mitwirkung verhandelt.

Es ist ein sehr vielschichtiges Vorhaben, in dessen Mittelpunkt die Ausfiedlung von 15.000 Kikuyu-Bauernfamilien steht, nicht gegen die Weißen, nicht durch Enteignung der weißen Pflanzungen, sondern mit den Weißen: ein gemeinsamer Plan. Man hat uns um Mitwirkung gebeten, um finanzielle und um personelle. Man würde es begrüßen, wenn auch der qualifizierte deutsche Fachmann für die Mitwirkung gewonnen werden könnte. Ich halte dieses Vorhaben für eine große Tat, und ich zweifle nicht daran, daß wir helfen werden. Es kann der Ausräumung auch der letzten Spannungen zwischen Schwarz und Weiß dienen und damit auch für Kenya die Gewißheit für einen reibungslosen Übergang in die Selbständigkeit bewirken.

Das politische Bild in Kenya — ich sagte es — ist nicht so klar wie in Tanganyika, es hat sich aber in den letzten Jahren ganz entschieden geklärt. In Kenya gibt es nicht, wie in Tanganyika, nur eine Partei, sondern mehrere große Parteien. Diese Parteien beschränken sich aber nicht mehr wie früher auf nur einen Volksstamm, sondern greifen jetzt über die Stammesgrenzen hinaus. Ich habe mich mit den Präsidenten dieser Parteien unterhalten, deren politisches Ziel das gleiche ist, die sich nur in den Wegen, vielleicht auch in den Methoden voneinander unterscheiden. Ein großes Aktivum ist aber, daß sich die politischen Führer der verschiedenen Parteien zu gemeinsamen Gesprächen zusammenfinden und daß sie gemeinsam ihre Pläne für die Selbständigkeit konzipieren, und daß sie jeden Gedanken an eine neue Mau-Mau-Bewegung von sich weisen. Die Entwicklung im Kongo hat sicher für alle Afrikaner eine Lehre gebracht: daß man nur dann in seinem Ziel weiterkommt, wenn man Vertrauen in diese Länder begründen kann. Denn nur das Vertrauen wird andere dazu veranlassen können, diesen Ländern in ihrer Entwicklung zu helfen. Vertrauen setzt voraus, daß unter gar keinen Umständen chaotische Verhältnisse — wie

im Kongo — auch nur andeutungsweise in diesen östlichen Nachbarländern eintreten dürfen.

Ganz anders aber sieht es leider in Uganda aus. Dort stehen auf der einen Seite mehrere Könige, dabei der Kabaka von Buganda, der König des volkreichsten Stammes der Buganda, sowie eine Reihe von Stammesfürsten; auf der anderen Seite stehen heraufkommende politische Parteien. Diese Parteien aber sind noch keineswegs sichtbar; ich würde etwas überspitzt formulieren: sie bestehen zuweilen nur aus einem Präsidenten, einigen Vorstandsmitgliedern und einem Brieffkopf. Eine einzige politische Partei hat bereits einige 10.000 Mitglieder.

Die völlig unklaren politischen Verhältnisse treffen nun zusammen mit einer ersten wirtschaftlichen Situation. Das Hauptprodukt — der Robusta-Kaffee — ist preislich zerfallen und schwer absetzbar. Das nächst bedeutende Produkt, die Baumwolle, hat in diesem Jahr unter fehlendem Regen gelitten. Der Boykott des vergangenen Jahres gegen den kleinen indischen Händler hat zu einer starken Beunruhigung der Wirtschaft, zu einem Abzug indischer Kaufleute, zu Kapitaltransfer und eigentlich zu völliger wirtschaftlicher Stagnation geführt. Die unmittelbare Nähe des Kongo hat das Seine getan. Was ich von Uganda gesehen habe, zeigt mir aber ein gesundes Land, das bei guten landwirtschaftlichen Verhältnissen große Entwicklungsmöglichkeiten in sich birgt. Voraussetzung aber für einen Weg in eine gesunde Zukunft ist, daß sich die eingeborenen Kräfte — Könige, Fürsten, Häuptlinge und Politiker — zusammenfinden und zunächst wirkliche Klarheit im politischen Bild ihres Landes erreichen. Ich mache kein Hehl daraus, daß ich sehr große Sorgen um eine Entwicklung in Uganda habe, falls das Land in Kürze seine Unabhängigkeit erzwingen würde. Es muß einfach noch in einer Reihe von Jahren die Klärung erfolgen; es müssen die Grundlagen geschaffen werden, wie sie in Tanganyika so erfreulich erreicht wurden und wie sie sicher in Kenya auch in einer nahen Zukunft erreicht sein werden.

Ein Wort noch zu Zansibar, jener Inselgruppe, auf der 80 % aller Gewürznelken der Welt gebaut werden, und die vom Flugzeug aus einem wie eine Palmenwelt erscheint. Zansibars Wirtschaftslage ist z. Bt. ebenfalls fast trostlos. Der Welt-Nelkenpreis ist völlig zusammengebrochen. Als Grund gab man mir an, daß der Hauptabnehmer Indiens aus Devisengründen anordnete, daß statt der drei Gewürznelken zum Verschließen des Blattes, mit dem die von den Indern so geschätzte Betelnuß eingewickelt wird, drei Holzstäbe zu nehmen seien. Mit dem Ausfall Indiens sind die Nelken heute fast unverkäuflich. Die konser-

native Bevölkerung, Ureinwanderer aus Persien, die Schirati und Araber, wehren sich aber dagegen, ihre Nelken aufzugeben und stattdessen andere landwirtschaftliche Kulturen aufzunehmen. Die wirtschaftliche Lage ist also äußerst schwierig. Und die politische? Wie in Uganda auch hier noch kein klares Bild. Mehrere rivalisierende Parteien. Die eine von ihnen, die Nationalist Party, geführt von einem Araber, zeigt eine starke Affinität zum Osten. Angeblich 35 ihrer Angehörigen, darunter maßgebliche Vorstandsmitglieder, befanden oder befinden sich gegenwärtig noch in Peking. Ihr Weg dorthin geht zunächst unter dem Vorwand des Verwandtenbesuchs mit einem Sprung aufs Festland und dann durch die ostafrikanischen Länder zum Nil, Nil abwärts nach Kairo und von dort nach Rotchina.

Diese Ostinfiltration sieht man mit großer Sorge. So klein die Insel ist, so groß kann die Gefahr sein, daß das ostorientierte Zansibar das Einfallstor in die ostafrikanische Welt bedeuten könnte.

Lassen Sie mich noch ein Wort zu einer Frage sagen, die im Zusammenhang mit der Selbständigkeit nach meinem Dafürhalten eine große Rolle spielen wird: das ist die Frage einer ostafrikanischen Föderation. Politiker in Tanganyika und Kenya sind der Meinung, daß sie ihre weitreichenden Pläne nur verwirklichen können, wenn Ostafrika in einer Föderation — ich würde sagen, mindestens in einer Föderation — zusammengeschlossen bleibt. Nun ergaben sich dabei z. B. meines Besuches Schwierigkeiten. Die eine: Wenn die Selbständigkeit für die vier Länder nicht zum gleichen Zeitpunkt erreicht wird, besteht die Gefahr, daß die schon vorhandenen gemeinsamen Einrichtungen zerbrechen: Währung, Post, Eisenbahn, Zoll. Denn ein freies Land würde vielleicht nicht bereit sein, eine derartige Union zu unterhalten mit Ländern, die noch nicht unabhängig sind. Die andere Schwierigkeit: der Gedanke einer Föderation löst auch sehr schnell die Frage danach aus, wer in ihr die Führung haben würde. Und da wird es nach meinem Dafürhalten sicher sein, daß die Führung bei Dr. Julius Nyerere liegen wird. Ich bin aber genau so überzeugt, daß er die menschlichen Schwierigkeiten sieht, die von denen her entstehen könnten, die selbst in dieser Richtung Ambitionen hätten. Und ein drittes möchte ich noch hinzufügen: Die vier ostafrikanischen Staaten würden gut daran tun, sich unter allen Umständen zu einer Föderation zusammenzuschließen, sie würden aber auch gut daran tun, wenn sie sich zunächst auf den überschaubaren, leidlich homogenen Raum beschränken und noch nicht auf andere Länder hoffen würden, die von Ostafrika durch Meere gleichende große Seen getrennt sind. Ich glaube, daß eine größere Fö-

deration Gefahren mit sich bringt, die in einer kleineren Föderation noch gemeistert werden können.

In der Zwischenzeit scheinen mir alle Anzeichen dafür zu sprechen, daß der Gedanke der Föderation mit großem Nachdruck verfolgt wird.

III.

Wer diese Länder bereist, wer sich mit ihren Verhältnissen wirklich vertraut macht, weiß, daß zwei Tatsachen festliegen:

1) Diese Länder werden ihre Selbständigkeit erreichen, die Frage ist nur die nach dem Zeitpunkt.

Ich würde sagen: Tanganika vielleicht schon 1961, anschließend Kenya, Uganda um des Landes willen hoffentlich erst in einigen Jahren.

2) Das große Ziel, das diese selbständigen Staaten anstreben, ist eine Erhöhung des Lebensstandards ihrer Bevölkerung.

Die Erhöhung des Lebensstandards setzt voraus, daß wirtschaftliche Investitionen Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten bringen und daß über die steigende Wirtschaftskraft die Steuer- und die Finanzkraft der Länder wächst. Nur so werden die Länder selbst wiederum in den Stand versetzt werden, ihre staatlichen Aufgaben zu erfüllen: nämlich Schulen zu bauen, Fachkräfte heranzuziehen, einen Mittelstand auszubilden, Krankenhäuser zu bauen, die noch völlig darniederliegenden sozialen Leistungen zu heben. Der Aufbau des wirtschaftlichen Lebens erfordert Maßnahmen, die man heute mit dem seltsamen Wort „Infrastruktur“ bezeichnet: den Bau von wetterfesten Straßen, von Brücken, die in Regenzeiten nicht vernichtet werden, von Eisenbahnen, Häfen usw.

Die Heranbildung von Facharbeitern, von Handwerkern, von Kaufleuten und Verwaltungsbeamten bedeutet die Errichtung einer Vielzahl weiterführender Schulen, vor allem aber die Verbreiterung der allgemeinen Schulbildung überhaupt. In Tanganika dürfen heute nur noch 20 % der Kinder, die eine vierjährige Grundschule durchlaufen haben, in eine weiterführende Schule übernommen werden. Die Zahl der Krankenhäuser ist zwar sehr viel höher als vor 30 Jahren, reicht aber bei weitem nicht aus. Es ist schwer zu formulieren, wo man bei diesen Aufgaben beginnen, wo man enden soll und aufzuzählen, was alles nötig ist. Wer diese Länder aber bereist, der hat eine Vorstellung von der Aufgabe, vor der ihre Regierungen stehen werden. Er kehrt aber auch mit der Überzeugung nach Hause zurück, daß das Ausmaß der Hilfen, die unsere Länder diesen neuen Staaten zu geben haben,

dem Bürger der Bundesrepublik wohl völlig unbekannt ist, der sich heute — ich würde sagen, der Mode folgend — für die Unterstützung der Entwicklungsländer einsetzt. Lassen Sie mich zunächst dreierlei feststellen:

- 1) Die Länder, die ich bereiste, benötigen zur Erreichung ihres weitgesteckten Zieles, den Lebensstandard ihrer Menschen entscheidend zu heben, entscheidende Hilfe.
- 2) Sie werden bereit sein, diese Hilfe von der westlichen Welt zu erbitten. Sie kennen die Gefahren, die sich für sie ergeben, wenn sie dem Osten den kleinen Finger reichen.
- 3) Diese Länder drängen aber ungestüm auf die Erreichung ihres Zieles. Das schon bei uns fast unbekanntes Wort der Geduld, ist bei ihnen höchst unbeliebt. Wenn ihre Politiker sehen, daß sie von uns, der westlichen Welt, keine Hilfe bekommen, oder durch unser System bedingte Verzögerungen eintreten, werden sie gezwungen, sich an die andere Welt zu wenden, an den Osten. Schnelle Hilfe ist das schlechthin Entscheidende.

Welche Anforderungen werden an uns hinsichtlich unserer Beteiligung an der Hilfe gestellt?

Da ist einmal die Unterstützung auf dem Gebiet von Schulen, vor allen Dingen auf dem Gebiet von Berufsschulen, Fachschulen usw. Da ist zweitens die Hilfe für die Infrastruktur, also für die großen Verkehrserschließungsmaßnahmen. Und da ist drittens und vor allem die Frage nach der eigentlichen Wirtschaftsförderung.

Lassen Sie mich zunächst einiges über das Ausbildungswesen sagen. Ich skizzierte, daß das allgemeine Schulwesen noch völlig unzureichend ist. Damit wird sich jede neue Regierung sehr sorgfältig beschäftigen müssen. Es ist aber nicht damit getan, daß der Eingeborene nach vier Grundschuljahren im zehnten oder elften Lebensjahr zurück in den Busch entlassen wird. Er muß angehalten werden, sich weiter zu bilden, er muß möglichst ein Handwerk erlernen, oder einen anderen wirklichen Beruf.

Hier ist nun eine große psychologische Schwierigkeit zu überwinden: Jungens, die Grundschule und weiterführende Schule und Handwerker-schule durchlaufen haben, glauben vielfach, daß sie mit dieser Ausbildung ein Anrecht hätten auf eine Funktion am Schreibtisch, daß sie nur noch Verantwortung zu tragen, nicht aber selbst praktische Arbeit zu leisten brauchten. Es ist in allen Ländern ein ganz schwieriges Problem, als Handwerker ausgebildete junge Menschen davon zu überzeugen, daß sie

auch als Handwerker tätig sein müßten. Sie meinen vielfach, daß mit dieser Ausbildung für sie das eigentliche Handarbeiter=Dasein beendet wäre. Ich meine, daß die Ausbildung zum Handwerker nicht genügt, wenn man sich nicht gleichzeitig auch um die Formung des Menschen, um seine Geisteshaltung bemüht.

Es soll keine Kritik an bestehenden Regierungsschulen für Handwerker sein, mir ist aber immer wieder berichtet worden, daß die Absolventen dieser Schulen ein wenig hoch gestochen seien und danach — fast wie bei uns — eine Anstellungsberechtigung mit Monatsgehalt verlangten. Anders sieht es auf den Missions=Handwerkerschulen aus. Dort wird, so scheint mir, in einem erheblichen Umfang der selbständige Handwerker auch vom Menschlichen her geformt. Ich habe die technischen Schulen der deutschen Benediktiner=Missionen im Süden Tanganyikas besichtigt, die mit ausgezeichnetem deutschen Lehrpersonal den Schülern nicht nur eine Berufsausbildung, sondern ihnen auch ein tiefgreifendes sittlich verankertes Weltbild vermitteln. Ich habe ähnliches in den evangelischen Kirchen von Nord=Tanganyika gesehen. Ich würde meinen, daß wir sehr gut beraten wären, wenn wir diese vorzüglichen Ansätze ausbauen würden, wenn wir neben der Hilfe an die betreffenden Regierungen für alle Arten technischer Schulen auch katholischen und evangelischen Einrichtungen unsere Hilfe gewährten. Ich habe mich mit dem Chief Minister Dr. Nyerere über diese Fragen unterhalten, der selbst praktizierender katholischer Christ ist und dessen Ministerkollegen zu einem wesentlichen Teil Christen der beiden großen Konfessionen sind. Sicher wollen sie die eigenen Regierungsschulen wesentlich stärken; sie wissen aber um die großen Leistungen der christlichen Kirchen und wünschen, daß ihre Arbeit nicht vermindert, sondern verstärkt wird. Ich gebe offen zu, daß ich in meinen eigenen Afrika=Jahren den Missionen gegenüber eine gewisse Skepsis gehabt habe. Was ich heute aber an Arbeit der christlichen Kirchen draußen gesehen habe, ist so hervorragend, daß ich meine Auffassung korrigiert habe und uneingeschränkt hoffe, daß die Arbeit der christlichen Kirchen zum Wohle dieser Länder fortgesetzt werden möge.

Das nächste Gebiet ist das der Hilfe für die Strukturmaßnahmen. Anleihen, Darlehen — bilateral oder multilateral — sind in großem Umfange erforderlich. Ich möchte diese Frage heute zunächst einmal ausklammern und sie nur andeuten.

IV.

Diese Hilfestellung aber ist nur ein Teil, und nicht einmal der entscheidende Teil. Das wichtigste bleibt meiner Meinung nach: die Stärkung der Wirtschaft dieser Länder. Es sind Agrarländer, mögen ihre Produkte nun Sisal, Kokos, Cashew-nuts, mögen es Kaffee, Tee, Kakao, Baumwolle, Zucker oder Reis sein: die Grundlage dieser Länder ist die landwirtschaftliche Produktion für den Eigenbedarf und den Export in die Weltmärkte, um daraus Devisen zu erlösen. Fabriken gibt es bisher ausschließlich für den örtlichen Bedarf. Eine industrielle Produktion für den Export ist mir nicht begegnet, mit Ausnahme der industriellen Verarbeitung etwa des anfallenden Fleisches zu Konserven für den Export. Die Bodenschätze

sind nach meinem Dafürhalten bisher nicht annähernd lückenlos erforscht; außer Gold und Diamanten ist wesentlicher Bergbau noch nicht vorhanden.

Was kann geschehen, um nun die Wirtschaftskraft zu steigern?

Da sind einmal die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion, die in der Welt Absatzmärkte hat: beispielsweise Sisal, Kaffee — soweit es Qualitätskaffee ist — Tee, Kakao, Baumwolle, Rhizinus. Da ist beispielsweise die Eigenproduktion zur Verminderung der bisher erforderlichen Einfuhr: Zucker und Reis. Da ist beispielsweise die Erforschung neuer Absatzmöglichkeiten für Veredelung schon bekannter landwirtschaftlicher Produkte. Im industriellen Bereich gibt es eine Fülle von Möglichkeiten, die gegenwärtig notwendigen Einfuhren durch Eigenproduktion zu vermindern, sie sind aber zunächst begrenzt auf kleinere, vielleicht mittlere Unternehmungen. Industrielle Großvorhaben sind z. B. sicher unzweckmäßig.

Bei allen meinen Überlegungen gehe ich davon aus, daß Vertrauen in diese Länder gewonnen werden muß, und daß Fehlanlagen, die nachher nicht reüssieren, zu einer Beeinträchtigung des neu zu gewinnenden Vertrauens führen können. Es muß also sehr sorgfältig volkswirtschaftlich untersucht, durch Marktanalysen geklärt, sorgfältig geplant werden, damit sich nicht ein zweites Mal das Fiasco des berühmten „ground nut scheme“ der ersten Nachkriegsjahre in Tanganyika wiederholt.

Die Gründung geeigneter Betriebe, von Großpflanzungen etwa für die obengenannten landwirtschaftlichen Produkte oder kleinerer und mittlerer industrieller Vorhaben, die so dringend von den neuen Regierungen gewünscht werden, setzt aber für jede private Betätigung voraus, daß der private Investor in dieses neue Land begründet Vertrauen setzen kann.

Ich habe daher unlängst einen Gedanken zur Diskussion gestellt, den ich hier noch einmal darlegen und begründen möchte und der den Zielen dient:

- 1) Die Wirtschaft der Entwicklungsländer entscheidend zu stärken und damit diesen Ländern wirklich zu helfen.
- 2) Das Vertrauen in die neuen Länder so zu vertiefen, daß sich die deutsche Wirtschaft bereit finden wird, sich am Aufbau zu beteiligen.
- 3) Die erforderliche große Wirtschaftshilfe aus öffentlichen Geldern des Bundes einzusetzen, ohne daß der unendlich komplizierte, schwerfällige, zeitraubende Mitwirkungs- und Kontrollapparat der Regierung ständig in Tätigkeit zu treten hat.
- 4) Geeignete Tropen- und Subtropen-Fachkräfte für alle Bereiche zu finden, vor allem jungen deutschen Nachwuchs heranzubilden.

Ich habe also vorgeschlagen, eine bundeseigene Entwicklungsgesellschaft, die „Deutsche Entwicklungsgesellschaft“ zu gründen. Lassen Sie mich das im einzelnen erläutern:

1. Warum Staatliche Gesellschaft?

Man wird mich fragen, warum ich eine staatliche Gesellschaft will und das Ganze nicht der privaten Wirtschaft überlasse. Ich möchte sehr deutlich antworten: Ich will erreichen, daß die Entwicklungshilfe der Bundesrepublik schneller realisierbar ist, als bisherige Beispiele gezeigt haben, in denen der Einzelne oder das einzelne Unternehmen die Mitwirkung des Bundes benötigte. Wer die Verhältnisse kennt, weiß, wer alles an Maßnahmen mitwirken muß, die von einer Regierung erbeten werden. Das sind meistens drei, vier oder fünf Ressorts, das sind Regierungsausschüsse und oftmals auch parlamentarische Instanzen. Das sind die langen Wege über Mitwirkungs- und Anhörungspflichten und Rechte sowie Kontrollen von Rechnungshöfen. Wer immer sich etwa mit der Realisierung von Vorhaben auf Grund des § 85 des allgemeinen Kriegsfolgengesetzes beschäftigt hat, dem ist der monate-, zum Teil jahrelange Weg bekannt, den Antragsteller zu gehen haben. Ich bestätige wirklich gern, daß ein großer Teil guter Wille bei denen vorhanden ist, die mitzuwirken haben. Der Weg aber, den die andere Seite zu gehen hat, die unternehmerische Initiative, ist so langwierig, zeitraubend, enttäuschend, daß man entweder in der Erkenntnis aufgibt, da es nach diesem ausgeklügelten, komplizierten System einfach keine Realisierung in einem übersehbareren Zeitraum gibt, oder daß man am

Ende dieses Weges feststellen muß, daß in der Zwischenzeit sich ein anderer, vielleicht der Osten, dieses Projektes bemächtigt hat.

Ich bin Chef einer Regierung. Der Volksmund nennt unsere Mitarbeiter Bürokraten. Diese Mitarbeiter werden meinen Kollegen und mir zubilligen, daß wir uns wohl ganz uneingeschränkt zu ihnen bekennen, uns vor sie stellen. Das schließt aber nicht aus, daß ich mit allem Ernst erklären muß, daß viele Entscheidungen dadurch ganz unerträglich verzögert werden, daß „jeder mitreden will“.

Weshalb sage ich all' das in diesem Zusammenhang?

Aus den vielen Unterhaltungen in Afrika ist mir ein Wort eines auch in Deutschland bereits hervorragend bekannten Ministers haften geblieben: „We get impatient“.

Die große Gefahr, die ich bei den Möglichkeiten des Ostblocks in Afrika sehe, liegt eben bei diesen Einbruchsstellen: Wenn in ihrem Drängen die afrikanischen Länder nicht schneller ihre Pläne realisieren können, wird der Ostblock die Ungeduld ausnutzen und bei den Möglichkeiten seines totalitären Systems in diese Planungen einbrechen und den Westen ausrunden können.

Mein Gedanke ist dieser: eine Form zu finden, die es der Regierung und dem Parlament ermöglicht, auf das Übermaß ihrer Mitwirkungsfunktionen zu verzichten, eine Konstruktion zu finden, die Gewähr dafür bietet, daß Regierung und Parlament dieser Gesellschaft die erforderlichen hohen Beträge des Staates zur Verfügung stellt.

Schnelles, verantwortungsbewusstes, unbürokratisches Handeln setzt auch eines voraus: daß Rechnungshöfe das Ganze nicht behindern. Ich bekenne mich zur Gewaltenteilung, ich halte drei Gewalten aber für ausreichend, die Opposition ist nicht die vierte Gewalt und der Bundesrechnungshof nicht die fünfte.

2. Wo wirkt nun die Privatwirtschaft mit?

Die Realisierung der einzelnen wirtschaftlichen Vorhaben stelle ich mir so vor, daß diese Deutsche Entwicklungsgesellschaft für jedes einzelne Objekt eine Tochtergesellschaft gründet, an der sich die für dieses Unternehmen geeignete deutsche Wirtschaft, die neue selbständige Regierung, heranwachsende eigene Wirtschaftskreise des selbständigen Landes oder auch andere europäische Gruppen beteiligen können, die sich für Afrika mitverantwortlich fühlen. Es bedarf eigentlich nicht der Betonung, daß die „Deutsche Entwicklungsgesellschaft“ und ihre Tochtergesellschaften nach privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten zu leiten sind.

Lassen Sie mich noch einmal deutlich machen, daß durch diese Konstruktion also die Möglichkeit eröffnet wird, durch eine Kombination aus privater Initiative, afrikanischer Mitwirkung und bundesstaatlicher Beteiligung alle geeigneten Projekte durchzuführen, ohne daß zu jeder Entscheidung die Reihe der Bundesressorts zu hören sind. Nur so kann man erwirken, daß vernünftige Objekte schnell realisiert werden.

Dazu noch ein weiteres: Die Bundesgesellschaft wird sich in dem Ausmaß durch Eigenkapital an ihren Tochterunternehmungen zu beteiligen haben, wie es nicht möglich ist, anderes Kapital schon zu Beginn des Tochterunternehmens heranzuziehen, weil vielleicht eine Rendite nicht rasch genug absehbar ist oder für die private Wirtschaft das Risiko doch noch zu groß erscheint. Es wird vielleicht sogar Tochtergesellschaften geben, bei denen sich aus diesen Gründen zunächst niemand beteiligt, die aber unter Berücksichtigung des Gesamtkonzeptes wünschenswert und vernünftig wären. Im übrigen halte ich durchaus für möglich, daß nach Anlauf und Konsolidierung der so gegründeten Betriebe die Beteiligung der Bundesgesellschaft eines Tages vielleicht vermindert oder abgestoßen werden könnte.

3. Will man denn überhaupt unsere unmittelbare Mitwirkung?

Lassen Sie mich an dieser Stelle einen Satz anfügen zu einer Rede, die der Bundestagsabgeordnete Dr. Vogel bei der Eröffnung der Deutschen Stiftung für Entwicklungsländer in der Villa Borsig in Berlin gehalten hat. Dr. Vogel regte an, eine Stelle für einen Staatssekretär zu schaffen, der

- 1) zwischen Bund und Ländern einen Verwaltungsvertrag zustande bringen solle,
- 2) die Zusammenarbeit mit der Wirtschaft sicherstellen und
- 3) mit den vielen neugegründeten Staaten einen direkten Kontakt durch Besuche herstellen solle.

Dieser Staatssekretär sei erforderlich, um den Staaten gegenüber mit einer entsprechenden Rangordnung und auch gegenüber der Wirtschaft mit dem nötigen Schwergewicht aufzutreten.

Wen wir brauchen ist, so scheint mir, nicht jemand, der mit Schwergewicht gegenüber der Wirtschaft auftritt, sondern der mit der Vollmacht des Staates ausgestattet, aber nicht als einer seiner Beamten von ihm durch etwaige Mitwirkungsrechte gebremst wird. Er soll im übrigen mit und nicht gegenüber der Wirtschaft auftreten.

Man wird vielleicht einwenden, daß durch die historische Entwicklung in diesen selbständigen Ländern zwar das Geld der westlichen Welt, nicht aber der Europäer selbst als Leiter oder als Mitarbeiter erwünscht wird. Meine Erfahrungen in den fünf bereisten Ländern sprechen keinesfalls für diese These.

Eine Ausnahme nur: man wünscht, wie mir Dr. Julius Nyerere sagte — nicht den weißen Einzelsiedler. Man befürchtet, daß mit der Neuansiedlung des kleinen Pflanzers oder Farmers politische Schwierigkeiten entstehen könnten, und die will man — verständlicherweise — vermeiden. Im übrigen glaube ich aber, daß die selbständig werdenden Völker inzwischen erkannt haben, daß ihr Aufbau sehr viel schneller und sehr viel stabiler sein wird, wenn er „multiracial“ erfolgt, d. h. nicht gegen die weiße oder asiatische Rasse, sondern mit ihr. Jeder, der sich für diese Länder einsetzt oder sich in ihnen betätigt, weiß, daß Loyalität diesen Regierungen gegenüber einfach Grundsatz sein muß. Nicht zuletzt die Deutsche Afrika-Woche hat sichtbar gemacht, daß niemand in der Bundesrepublik einen Weg beschreiten würde, der an das koloniale Zeitalter auch nur in Anklängen erinnern könnte. Unser aller Wunsch ist es, diesen Völkern auf ihrem schwierigen Weg zu helfen. Ich glaube auch, daß es möglich ist, mit diesen Regierungen darüber sich einig zu werden, daß Entwicklungshilfe Gegenseitigkeit voraussetzt. Wer unsere Mithilfe erwartet, sollte bereit sein, unsere Mitarbeiter auch freudig aufzunehmen. Wer nur unser Geld will, uns selbst aber nicht zu sehen wünscht, wird sich darüber im Klaren sein, daß dann vielleicht unsere Bereitschaft, die Bereitschaft des deutschen Steuerzahlers, diesen Ländern ehrlich zu helfen, sinken wird. Im übrigen meine ich, daß wir uns nicht zu schämen brauchen, daß wir Weiße sind.

4. Stehen schließlich die Menschen für diese Aufgabe zur Verfügung?

Diese Frage beinhaltet schon den Einwand, daß man in unserem Wirtschaftswunderland vermutlich gar keine Menschen mehr habe, die hinausgehen könnten oder bereit wären, hinauszugehen, um für diese Gesellschaften in Tropen und Subtropen zu wirken, die ihnen viele Entbehrungen und Erschwernisse aller Art bringen werden.

Dieser Einwand ist sicher gewichtig. Das Problem, das mit dieser Frage aufgegriffen wird, die personelle Seite der Entwicklungsfragen also, ist äußerst schwierig, denn wer sich draußen auskennt, wird mir leider zugeben müssen, daß vielleicht schon in 10 Jahren kein deutscher Fachmann für tropische Landwirtschaft mehr vorhanden sein wird.

Sollte man aber nicht in der Lage sein, der heranwachsenden Generation klarmachen zu können, daß in einem Volk, auch in der Bundesrepublik, junge Menschen sein müssen, die noch bereit sind zum Wagnis? Wenn bei uns die Bereitschaft zum Wagnis er stirbt, junge Menschen nicht mehr gewillt sind, hinauszugehen in die Welt, sich dort den Wind um die Nase wehen zu lassen und eines Tages zurückzukehren mit weiten Erfahrungen, dann werden eines Tages bei uns Spießbürgertum und provinzielles Denken vorherrschen. Mit beidem wird man auch unsere Welt, die Bundesrepublik, auf die Dauer nicht in Ordnung halten; und nur von Konferenz zu Konferenz zu fliegen, reicht nicht mehr aus.

Man muß einmal erleben, wie etwa die für die Tropen geschulten Leute des Ostblocks auftreten, sich überall hineinschieben und Lücken ausfüllen, weil diese Lücken nicht von uns geschlossen wurden. Das Denken in gesicherten Lebensbereichen der Bundesrepublik wird überflüssig werden, wenn die übrige Welt aus den Fugen gerät. Auf daß sie nicht aus den Fugen gerät, seien unsere jungen Menschen aufgerufen, ihre Aufgabe auch draußen zu sehen und zu übernehmen.

V.

Die Ausbildung unserer Menschen für die Tropen hat aus verständlichen Gründen fast 20 Jahre hindurch brachgelegen. Mit großen Mühen ist es nur gelungen, das vorzüglich bewährte alte Institut in Wüstenhausen für die Ausbildung tropischer Landwirte wieder zu eröffnen. Ich verrate kein Geheimnis, wenn dabei aber zunächst viel Mißtrauen Pate stand: in den alten Namen, der auf koloniale Tätigkeit verweist, in die Personen, die es trugen, in die rechtliche Form, die man ihm vor 6 Jahrzehnten gab. Erschwerend kam hinzu die föderative Struktur der Bundesrepublik und die Länderzuständigkeiten. Die Bundesregierung hat geholfen. Der Etat wird in diesem Jahre verstärkt, aber selbst der verstärkte Etat ist bei weitem zu gering. Ich hoffe, daß das Vertrauen in dieses neue Institut für tropische und subtropische Landwirtschaft sehr bald wachsen möge, damit wir einen Mittelpunkt gewinnen für die Heranbildung der dringend erforderlichen Fachkräfte vom staatlich geprüften Landwirt bis zum Diplom-Landwirt. Ich bin in Afrika immer wieder auf die großen Schwierigkeiten angesprochen worden, die auch bei der Gewinnung anderer deutscher Mitarbeiter entstehen. Meist geht die Bereitschaft einer qualifizierten Kraft hinauszugehen dann verloren, wenn überlegt werden muß, ob man später nach drei oder fünf oder nach zehn Jahren wieder nach Deutschland zurück=

lehren kann, sei es aus Gründen der Gesundheit, sei es weil man für seine Kinder eine Ausbildung im Rahmen der Familie in Deutschland wünscht. 3. St. ist aber das Problem noch ungelöst.

Bei den Überlegungen für die Entwicklungshilfe möchte ich an dieser Stelle zunächst eines betonen. Die gesamte Entwicklungspolitik muß vom Bund konzipiert, zusammengefaßt und vertreten werden. Ich halte es für abwegig, wenn etwa die elf westdeutschen Länder eigene Entwicklungspläne betreiben, wenn also Schleswig-Holstein einen Plan für Ostafrika, mein Freund Kiesinger einen für Kamerun oder Togo oder die Hessen einen für Ghana machen. Es kann nur eine gemeinsame Bundesaufgabe bleiben, damit in diesen Ländern nicht heillose Verwirrung dadurch angestiftet wird, daß dort die Bundesrepublik, außerdem ihre einzelnen Länder und schließlich die Ostzone auftauchen.

Aber die Länder müssen mitwirken, der Bund kann es nicht allein. Ich habe lange darüber nachgedacht, wie diese Mitwirkung der Bundesländer geschehen könnte. Denn: unmittelbare finanzielle Beteiligung löst bekanntlich sofort Fragen der Finanzverfassung aus, bringt das Beteiligungsverhältnis an den Steuern zwischen Bund und Ländern in Bewegung. Das weitere Ergebnis meiner Reise ist nun ein Plan, der die personelle Seite der Entwicklungshilfe einen ganz entscheidenden Schritt weiterbringen kann. Und hier können und sollten die Bundesländer ihre erste, aber wohl außerordentlich wichtige Mitwirkung leisten: denn es sind Bedienstete aus den Länderverwaltungen, die man draußen braucht: Techniker und Ingenieure für Wasserwirtschaft und Straßenbau, für Vermessungs- und Katasterwesen, für allgemeine Landwirtschaft und Siedlung usw.; es sind Ärzte und Röntgenologen aus unseren Kliniken, es sind Wissenschaftler unserer Universitäten, es sind Lehrer aller Art.

Die schleswig-holsteinische Landesregierung hat in Verfolg dieses Planes nunmehr Vorkehrung getroffen, daß in ihrem Landeshaushalt eine gewisse Zahl von Planstellen ausgebracht wird für Beamte und Angestellte, die bereit sind, für diese Aufgaben in den Entwicklungsländern für kürzere oder längere Zeit zu wirken. Wir sind bereit, selbst angesichts des Mangels an Kräften für die eigenen Landesaufgaben Wissenschaftler, Techniker, Agrarexperten, Ärzte, Lehrer usw. nach Afrika zu schicken. Sie behalten im Landeshaushalt ihre Planstellen. Aus diesen Planstellen können sie einen Teil ihres Gehaltes zur Sicherung ihrer Familien in Deutschland erhalten, falls besondere Umstände dazu zwingen. Sie können drei, fünf oder zehn Jahre nach Kenya oder Tanganjika gehen, sie wissen, daß ihnen hier eine gewisse

finanzielle Hilfe zu ihrem dortigen Gehalt zur Verfügung stehen kann. Sie wissen vor allem, daß sie in ihre eigene Heimat, auf ihre eigenen freigehaltenen Planstellen zurückkehren können. Ich glaube, daß dies eine schlechthin entscheidende Maßnahme ist, um endlich qualifizierten Menschen den Weg in die Entwicklungsländer zu ermöglichen. Möge aber jeder sich im Klaren sein, daß es nur tüchtige, vor allem charakterlich einwandfreie sind. Nach Afrika darf man niemanden abschieben.

Die Ausbildung geeigneter Kräfte verlangt übrigens noch eine weitere Überlegung. Es muß auf die Dauer möglich sein, eigene, vor allem landwirtschaftliche Forschung in Tropen und Subtropen zu betreiben. Ich würde es außerordentlich begrüßen, wenn die Bundesregierung daran denken könnte, mit den entstehenden neuen Ländern eine Vereinbarung dahingehend zu treffen, daß wir eigene deutsche landwirtschaftliche Forschungsanstalten und Versuchsstationen oder andere Institute in diesen Ländern errichten, daß wir dort Möglichkeiten der Forschungsarbeit und der Ausbildung unseres eigenen wissenschaftlichen Nachwuchses gewinnen, bevor er wieder in die Bundesrepublik zurückkehrt. Um es zu konkretisieren: Angesichts der großen Unterschiede in Struktur oder Klima halte ich es für sinnvoll, je eine Forschungsanstalt in Ostafrika und im westlichen Afrika zu errichten und sie — im engen Einvernehmen mit der Regierung des neuen Landes — unter allen Umständen selbst zu unterhalten und zu betreiben. Diese Forschungsstationen wird man übrigens auch koppeln können mit einer Landwirtschaftsschule, die die Bundesrepublik für das betreffende Land erstellt und ihm mit der Möglichkeit überträgt, in dieser Landwirtschaftsschule auch eigene Mitarbeit zu leisten.

Sie werden mich fragen, woher ich die Mittel für diese riesigen Entwicklungsaufgaben einschl. der Mittel für die Entwicklungsgesellschaft zu nehmen beabsichtige. Ich bekenne, daß ich dazu heute noch keinen abschließenden Vorschlag machen kann. Ich glaube, man wird aus vielen Überlegungen heraus eine Mischform finden müssen. Da ist einmal die Bereitschaft der Industrie, eine Anleihe zu zeichnen, da ist zum zweiten ein Vorschlag, einen besonderen Zuschlag zur Einkommensteuer einzuführen, das Aufkommen aber aus dieser Steuer als eine zu verzinsende Anleihe zu behandeln; da sind drittens Überlegungen, überhaupt eine neue Steuer einzuführen.

Es ist zunächst völlig abwegig, davon auszugehen, man könne ohne große Mittel aus dem Bundeshaushalt davonkommen. 100 Millionen für technische Hilfe ist das eine, Beträge für kulturelle Hilfe das andere. Das zusammen aber sind nur Teile, Bruchteile der erforder-

lichen Beträge überhaupt. Ich glaube daher, daß wir ohne eine Steuer diese Leistungen nicht werden vollbringen können. Es wäre sicher wünschenswert, diese Steuer zum mindesten zum Teil als Anleihe zu behandeln, damit jeder Steuerzahler durch eine solche Anleihe, durch das Dokument, das er in die Hand bekommt, auch unmittelbar Kontakt mit der zu entwickelnden Welt gewinnt. Wenn er diese Steuer zahlen muß und für einen Teil seiner Leistung ein verzinssliches Anleihepapier bekommt, dann gewinnt er vermutlich zu dem hier anstehenden und für sein eigenes Schicksal so entscheidendes Problem ein anderes Verhältnis. Bei der Frage einer derartigen Anleihe muß man aber berücksichtigen, daß ein nicht übersehbarer Teil der Hilfen für die obigen Aufgaben unrentierlich bleiben wird. Ich glaube, daß man aus allen diesen Überlegungen die Synthese finden muß, über die man auch im Wahljahr 1961 sprechen kann. Eine Steuer für Entwicklungsländer ist keine politische Frage, mit der die SPD oder CDU einen Wahlkampf bestreiten dürfte. Wenn wir mit der Lösung dieser Fragen warten, bis einmal nicht gewählt wird, dann brauchen wir uns über Entwicklungshilfe nicht mehr zu unterhalten: Der Osten wird dann längst in die Risse eingedrungen sein, die durch solche Kontroversen in der westlichen Burg entstanden sind.

Lassen Sie mich hinzufügen: Mancher Brief, der mich erreichte, übt an der Entwicklungshilfe noch aus einer anderen Sicht heraus Kritik. Man sagt, daß noch soviel Not im eigenen Volk zu beseitigen wäre, „bevor man sein Geld für die Neger ausgäbe“. Ich möchte denen, die so schreiben, sagen, daß sie sich wohl keine Vorstellung von dem Lebensstandard, der ungeheuren Not, dem Hunger in der Welt machen. Ich nehme für mich in Anspruch, die Verhältnisse in Deutschland bis in diese Details zu kennen. Ich muß aber deutlich erklären, daß selbst die traurigsten Einzelfälle bei uns noch nicht den Vergleich mit der allgemeinen Lage in diesen Ländern aushalten.

Lassen Sie mich zum Schluß noch ein Wort sagen zur Koordination. Trotz einer allenthalben sichtbaren starken Bereitschaft, sich für Entwicklungsländer und Entwicklungshilfe einzusetzen, ist die Zahl der Menschen sehr begrenzt, die davon etwas verstehen. Man sollte sich daher weder verzetteln noch Doppelarbeit leisten.

Man muß daher sehr schnell und vermutlich mit recht harter Hand koordinieren. Koordinieren bedeutet nämlich, daß der eine oder andere seine bisherigen Kompetenzen aufgeben muß. Seltsam, aber das tut niemand gern. Schnell geschieht etwas nur, wenn wenige mit großer Bereitschaft zur Entscheidung handeln können.

Koordinieren bedeutet, daß einheitliche Grundlinien verfolgt werden, sonst laufen wir zu leicht auseinander und stiften bei der Vielfalt der Überlegungen und Äußerungen und dem Beginn aller Arten von Besuchen in Afrika und in Deutschland drüben nur allzuleicht Verwirrung. Ich meine:

- 1) daß das Auswärtige Amt die Federführung in allen Entwicklungsfragen,
- 2) daß es eine hervorragend besetzte Entwicklungsabteilung haben muß,
- 3) daß der Auswärtige Dienst in den Entwicklungsländern mit erstklassigen diplomatischen Vertretungen besetzt sein muß. Bei jungen Völkern mit an Lebensjahren jungen Politikern wird man auch auf diese Seite Rücksicht nehmen müssen.
- 4) daß die deutschen diplomatischen Vertretungen in erster Linie Verständnis für wirtschaftliche Fragen aufbringen müssen, sonst ist ihre Wirksamkeit unzureichend,
- 5) daß auch außerhalb der Regierung eine Koordinierung erreicht werden muß zwischen Gesellschaften und Vereinen, Organisationen und Universitäten. Nur so kann man eine Übersicht gewinnen über die gesamte Personallage, über Fragen der Stipendien und der Stipendiaten, über Fragen der Forschung.

Meine Damen und Herren!

Ich habe mich bemüht, die wesentlichsten Überlegungen einer Studienreise Ihnen vorzutragen. Was ich Ihnen darlegte, ist gewiß nicht der Weisheit letzter Schluß, vielleicht ist es aber ein Beitrag zu dem unerhört wichtigen Thema, das heute auch das deutsche Volk in allen seinen Schichten auf das Ernsthafteste beschäftigen sollte.

Aus der tropischen und subtropischen Landwirtschaft:

Lo
Am
M

Das Kaffeeland El Salvador

Von Fritz Engelhard (30/32)

Wer mit dem Schiff von Panama die pazifische Küste nordwärts fährt und die walddreichen Erhebungen Costa Ricas hinter sich läßt, dem erscheinen wie ein schönes Bild die Vulkane Nicaraguas und seines kleinen Nachbarn Salvador, die sich in langer Kette als Teil der Cordilleren aus dem schmalen Küstenstreifen erheben. Die geologisch jungen Regal erreichen eine Höhe von 2000 Meter, während eine große Anzahl von Kraterruinen und Maaren das Innere des Landes bedecken, welches nur zu Recht das Land der Vulkane genannt wird. Im Verein mit zahlreichen tektonischen Beben haben sie ihm einen gebirgigen Charakter verliehen. Seine Oberfläche ist von Brüchen und Flüssen durchzogen. Schwarz erstarrte Lavaströme des noch bis 1958 rauchenden und speienden Izalco, Lavafelder aus den Kratern Santa Ana, Boqueron, Chichontepeque und Chaparastique, kochende Solfataren zu ihren Füßen und seiner Dampf aus den alten Kratern rufen die Erinnerung zurück an Eruptionen und Zerstörungen und halten immer den Gedanken an die stets drinnen lauende Gefahr wach. Zwischen den mannigfachen Formen vulkanischen Ursprungs erstrecken sich fruchtbare Ebenen mit viel Ablagerung, die an der Küste und im breiten Gürtel um die Vulkane die Grundlage einer reichen Landwirtschaft bildet.

Dem heißen, 300 km langen Küstenstreifen mit tropischer Vegetation schließt sich eine gemäßigte Zone bis zu einer Höhe von 1800 Metern an. Darüber hinaus ragen die Regal und Krater, einige von ihnen noch von Nebelwald bedeckt. In Höhen über 2000 Meter sinkt die Temperatur in kalten Nächten auf ca. 5 Grad, doch kommt es nicht zum Frost. Im Verlauf der halbjährigen Trocken- und Regenzeit sind die Durchschnittstemperaturen keinen sehr großen Schwankungen unterworfen. Die 25 jährige Messung der Niederschläge ergab 2100 mm im Durchschnitt.

Ursprünglich war dies Gebiet von Verwandten der mexikanischen Azteken, den „Pipiles“, bewohnt; es hieß Cuscatlan und wurde 1525

von Pedro Alvarado für die spanische Krone erobert. Dann erhielt es den Namen El Salvador. In den Städten vermischten sich die Spanier mit den Pipiles, welche sie Indios nannten. Da alles Land nun Eigentum der Krone war, verloren die Indios immer mehr von ihrem ursprünglichen Besitz, soweit sie sich nicht vermischten und als „Mestizen“, gleich wie die Spanier selbst, „durch königliche Verfügung“ oder durch Kauf das beste Land an sich brachten. So geschah es, daß die Indianer nur kleine Stücke ihres Eigentums behielten und mehr und mehr an Lebensraum verloren. Wie ihr Anteil an der Bevölkerung zurückging, traten sie immer weniger in Erscheinung. Heute treffen wir noch typische Indianer, klein an Gestalt, mit ihren markanten Gesichtszügen, besonders in ihren Wohnsitzen, in denen sie zuletzt ihren Bräuchen lebten, aber wir finden kaum einen Indio (im Gegensatz zu Guatemala), der fähig ist, „Pipil“ zu sprechen. Wohl können wir an den Pyramiden von Tazumal und San Andrés die hochentwickelte Maya Kultur bewundern, während das Geheimnis über der alten Hauptstadt der Pipiles besteht, die noch in der weiten Ebene von Cuscatlan liegt. Reste ihrer Sprache, besonders Orts- und Pflanzennamen sowie indianische Zeichnungen für Gerät und Handwerkszeuge sind in dem heutigen Sprachgebrauch übernommen worden.

Die erste Feldkultur war der Mais, welchen die Indianer mit dem Pflanzstock pflanzten, wie es noch heute ihre Nachfahren tun, sowie Kakao, den sie auf den aschenreichen Vulkanhängen und Ablagerungs-



Zuckerrohrsaatgut auf Hacienda El Sunza, El Salvador



Beim Pflanzen des Zuckerrohrs

böden pflanzten und mit „Madre cacao“ (*glirizidia sepum*) als Schattenbaum überdachten. Die Indianer gingen nach ihrer Zurückdrängung auf die großen Pflanzungen der Mestizen und Spanier zur Arbeit. Letztere ihrerseits hatten das Zuckerrohr und den Indigo ins Land gebracht. Auch Baumwolle wurde kultiviert. Allmählich ging die Bedeutung der Kakaokultur durch südamerikanische Konkurrenz zurück und hat sich bis auf den heutigen Tag auf unbedeutende Mengen verringert. Indessen hatte sich der Indigoanbau stark erweitert und seine zunehmende Ausfuhr den Kakao ersetzt. Frijoles (schwarze Bohnen), Reis und Yuca bildeten die weiteren Nahrungsmittel des Volkes. Der Reis wurde trocken kultiviert. Die Indigoausfuhr brachte dem Lande wertvolle Einnahmen, hinzu kam der Balsamexport, der aus der Rinde des nur in Salvador ergiebigen Balsambaumes gezogen wird. In Peru, auf die nach Europa laufenden Schiffe umgeschlagen, wurde er dort unter dem Namen „Peru-Balsam“ eingeführt. In der warmen Zone entwickelten sich kräftige Sisalkulturen.

El Salvador erstreckt sich über 21 000 qkm und ist der Zwerg unter den amerikanischen Staaten. Landwirtschaft ist, wie in den anderen mittelamerikanischen Ländern, die ausschlaggebende Erwerbsquelle des Volkes. Die lange Küstenniederung war bis in das 20. Jahrhundert von der Malaria verseucht; indes bot sie große Weideflächen für Schlacht- und Milchvieh sowie Zugochsen. Der Zeckenplage begegnete man mit dem jährlichen Brennen der Weiden. Ebenso verfuhr man

Jahr für Jahr in den Zuckerrohrplantagen, um den Insektenbefall zu bekämpfen. Erst als man viel später die schweren Auswirkungen des Brennens in der Vernichtung der Bodenbakterien erkannte, ließ man allgemein davon ab.

Durch das Hinzukommen des Kaffeebaues erfuhr El Salvador seine wirtschaftsbestimmende Entwicklung. Um 1800 hatten sich in einigen windgeschützten Tälern, auf gutem Boden, in mäßiger Höhenlage und unter vorteilhaftem Schatten junge Anpflanzungen der *coffea arabica* günstig entwickelt. Diesem Ergebnis folgte die Anlage vieler Plantagen. Auch diese brachten gute Ergebnisse; das Produkt vermehrte sich rasch.

Bei anfangs noch großem Bestand von Wäldern hatte man diese auch häufig genutzt, die jungen Kaffeepflanzen, ihrer Natur entsprechend, und nur das Unterholz abschlagend, unter den Schatten der hohen Waldbäume zu setzen. Noch heute kann man in manchen der älteren und tief liegenden Pflanzungen eine Anzahl von Nachkommen des ursprünglichen Waldes antreffen: 25 und 30 Meter hohe Bäume, wie „volador“ (*terminalia obovata*), „hule“ (*castilloa gummifera*), „ron ron“ (*astronium graveolus*), „salamo“ (*calicophyllum candissimum*), „ceiba“ (*c. pendrata*), „guanacaste“ (*enterolobium cyclocarpum*), „maquishuat“ (*tabebuia pentaphylla*). Diese Bäume stehen bis auf Höhen von ca. 800 Metern und werfen ihr Laub während der Trockenzeit. „*Castilloa gummifera*“ wird gezapft, während eine große Anzahl der anderen als Bauholz verwendet wird. In höheren Lagen findet man „zapotillo“ (*cletra lanata*), „aguacate montez“ (*nectandra sinuata*) sowie „mezcal“ (*chatoptelea mexicana*), auch „königlicher Baum“ genannt, meist von *tillandsia-bromeliaceen* bedeckt.

Inzwischen war ein Ereignis eingetreten, welches den Handel mit Indigo völlig zum Erlahmen bringen sollte. In Deutschland konnte die Firma Bayer im Jahre 1880 den Indigo synthetisch herstellen, was zu einer ersten Krise in Salvador geführt hätte; indes hatte sich der Kaffeeanbau schon mächtig entwickelt und sein Export bot den entsprechenden Ausgleich. Bereits im Jahre 1881 erreichte er 100 000 Sack.

Auch wo der ursprüngliche Baumbestand schon vor der Anlage der Pflanzung gefällt worden war, hatte man *gliricidia sepum* als Schatten gepflanzt, als den rasch wachsenden, häufig auch nur vorübergehend und Inga als den verbleibenden Vollschatten.

Mit den Jahren hatten die neuen Pflanzungen höhere Lagen erreicht und waren somit auch vielfach auf stärkeren Gefällen angelegt; die

Landesernten steigerten sich stetig, allerdings bei noch mäßigem Rendement auf der gepflanzten Fläche. Die Jahresproduktion 1903 erreichte eine halbe Million Sack.

Die Grenzen des Kaffeebaus liegen bei 300 Metern ü. d. M. und 1800 Metern, mit wenigen Ausnahmen. Die angebaute Gesamtfläche beträgt mehr als 100 000 Hektar. Ihre Besitzverhältnisse sind sehr unterschiedlich: nur etwa 5 % aller Eigentümer besitzen mehr als 50 % des gesamten Kaffeelandes. Es gibt Pflanzungen von allen Größen bis über 1000 Hektar, wie auch kleine und kleinste Familienbetriebe, die ihre Erträge an die großen Beneficios verkaufen. Große Fincas produzieren 15 000—20 000 oder mehr Zentner pro Jahr. Es gibt Firmen, welche mehrere hunderttausend Zentner in ihren Beneficios verarbeiten.

Die Arbeitskräfte setzen sich aus folgenden Gruppen zusammen: 1.) Colonos: sie sind in der Finca ansässig und erhalten bei freier Unterkunft und Verpflegung (täglich 3 Mahlzeiten aus gebackenem Mais (Tortillas) und schwarzen Bohnen (Frijoles)) ein Stück Land gegen Abgabe von Naturalzins und die Verpflichtung, in der Finca zu arbeiten. Hierzu gehören auch die Vorarbeiter, die Caporales. Diese auf dem „Hof“ oder im Bereich der Finca Ansässigen bilden den Stamm der Arbeiter zusammen mit der folgenden Gruppe: 2.) Bewohner aus den umliegenden Dörfern: auch ihnen gibt der Betrieb ein Stück Zinsland, zuweilen gegen Arbeitsverpflichtung. 3.) Diese Kategorie bilden die Fremdarbeiter, welche aus landwirtschaftlich ungünstigen Gebieten kommen, während der Ernte auch aus Honduras. Sie bleiben bis zur nächsten Löhnung oder länger, auch eine ganze Ernte. Alle Arbeiter werden von der Finca verpflegt, wohingegen eine kleine Anzahl Pflanzungen eine entsprechend höhere Löhnung der Verpflegung vorzieht, wobei auch Gründe des Wasserhaushaltes während der Trockenzeit wichtig sind. Die Löhnung wird meist 14tägig ausbezahlt; sie betrug im Jahre 1959 ca. 1,20 Colones pro Tag für die Männer, für Frauen ca. 0,90 (zum Vergleich: eine Tagesverpflegung kostete rund 1 Colon, sofern sie nicht von der Finca geliefert wurde). Alle nur möglichen Arbeiten werden per Akkord vergeben.

Die heutigen Pflanzungen bestehen überwiegend aus der Varietät Bourbon, während man die Coffea arabica selbst nur noch in den hohen Lagen antrifft. Bourbon hat sich infolge seiner größeren Erträge als wirtschaftlicher erwiesen. Maragogype ist in Salvador im Gegensatz zu Guatemala nur von geringer Bedeutung. Die Selektion des Saatgutes wird mit Sorgfalt durchgeführt, desgleichen die Vorbereitung und Pflege der Saatbeete. Um des Wassers willen müssen sie meist in

niedrigen Lagen angelegt werden und erhalten aus Reisig oder Laub ausreichenden Schutz gegen Sonne und Wind. Das Material liefert meist der jährliche Verschnitt der hohen Schattenbäume. Allerdings konnte unser Kamerad Bendix zum ersten Male und auch im folgenden Jahre mit gut gedüngten, schattenlosen Saatbeeten gute Erfolge und bedeutende Einsparungen erzielen. In wiederholt verwendeten Saatbeeten oder eingeschleppt tritt "*corticium rolfsii*" als Erreger der Stielhäule („mal de talluelo") auf, kann aber mit Kupferprodukten unschädlich gemacht und auch präventiv verhindert werden.

Die Pflanzbeete werden vorzugsweise auf freien Flächen angelegt, um bessere Belichtung und Ventilation zu erzielen und somit die Pflanzen auch in höheren Lagen nach Jahresfrist gut entwickelt auspflanzen zu können. Da in vielen Fällen keine freien Flächen mehr verfügbar sind, verwendet man sie unschichtig wieder, Leguminosen, (häufig *Crotalaria* oder Bohnen) als Gründüngung verwendend. Wie bereits umgepflanzte Bestände, werden sie auch schon im Pflanzbeet gern von „*coccus virides*" und „*pseudo coccus citri*" befallen (*escama verde* und *pulgon*). Bei ihrer Bekämpfung wurden u. a. *Solidol*-Sprühungen mit gutem Erfolge angewandt.

Für Neupflanzungen wird der Schatten so zeitig wie möglich, meist während der vorjährigen Regenzeit gepflanzt: außer den oben angeführten Inga und *gliricidia sepum* auch „*musa*", *crotalaria* und *rizinus* als provisorische Schatten sowie verschiedene niedrige Leguminosen als Bodenbedecker. Für die kommende Neupflanzung wird im Allgemeinen die Pflanzstelle schon Monate zuvor aufgelockert, indem man sie bis zu $70 \times 70 \times 70$ cm aushebt, ventilieren läßt und mit guter Erde füllt.

Da die überwiegende Anzahl der Pflanzungen auf abfallendem Gelände liegt, sind verschiedene Methoden mit erheblichen Kosten gegen die Erosion angewendet worden. Zu diesen rechnen in erster Linie: Anlage von rechteckigen Auffanglöchern, Terrassierung sowie das Anpflanzen von Barrieren aus Zitronella-Gras, *Sansevieria* oder *Yuca elephantipes* (*Izote*). Demselben Zweck dient die jetzt allgemein gebräuchliche nivellierte Pflanzung des Kaffees. In früherer Zeit wurde in größerer Entfernung gepflanzt, heute nicht mehr unter 1400 Bäumchen pro ha. Der Transport vom Pflanzbeet aus wird mit einem möglichst langen Ballen Muttererde im Korbe auf dem Kopf der Frauen, auch mittels Maultier, Ochsenkarren oder Lastwagen ausgeführt; bei der anschließenden Pflanzung wird zuweilen schon die erste Düngergabe zugesetzt.



Beim Kaffeeverlesen in El Salvador

Dem Schutz gegen die kalten Nordwinde um die Jahreswende oder auch die Regensürme dienen die als „Vorhänge“ bezeichneten Hecken von *croton reflexifolius* (copalchi) oder Zypressen. Das hohe Schattendach (meist Inga) hält man licht und viel dünner als in früheren Jahren. Versuche ohne Schatten wurden ausgeführt, doch blieb man allgemein dabei, ihn aus Gründen der Humusbildung, Erosionsabwehr, sowie des Wasserhaushaltes zu pflegen.

Über Verschnitt und die Haltung des Kaffeebaumes ist zu sagen, daß sich im Laufe der Jahre die Neigung gebildet hat, dem natürlichen Vorgang des sich unter der Erntelast beugenden Baumes folgend, die niedrige Buschform anstelle des in die Höhe strebenden Baumes vorzuziehen. Sie ist leichter zu pflegen und zu ernten, weil ihre überwiegend horizontal gerichteten Zweige, denen man im Bedarfsfalle mit geringen Mitteln nachhilft, durch das leichte Aufplatzen seiner Rinde frische Triebe in viel größerer Anzahl hervorbringt als die hochstrebende Baumform. Bei dieser verlagert sich die Fruchtbildung jedes Jahr mehr in die extremen Zonen, die äußeren Zweige und die Spitze, welches auch der Grund ist für das zeitige Nachlassen seiner Ergiebigkeit und die baldige Bildung viel unproduktiven Holzes. Stärkere Eingriffe mit Schere und Säge sind die Folge, die sehr viel Kräfte bis zur völligen Überwachsung der Schnitte erfordern. Auf andere Weise kann man die Pflanze schon von klein an mit mehreren Trieben (mindestens 3 bis 6) ohne Haupttrieb wachsen lassen. Nach Eintritt in die Produk-

tion entfernt man jährlich einen Trieb. Der an seiner Stelle sich bildende neue schließt die Lücke in zwei Jahren; bald ist der Zyklus erreicht: mit dem Großteil voll produzierender Triebe und den ständig hinzuwachsenden Ersatztrieben fallen die Erträge gleichmäßig aus.

Mit den wachsenden Ernten stieg auch der Düngerbedarf des Kaffee, Zuckerrohr und Baumwolle. Die Kaffeepflanzungen verbrauchten den größten Anteil. Sie lieferten dem Staat 90 % seines Exports. Auch Deutschland wurde ein bedeutender Käufer und Chemikalienlieferant: in erster Linie pharmazeutische Produkte und Düngemittel. Im Jahre 1933 lieferte El Salvador schon 10 % der deutschen Kaffee-Einfuhr. 1936 überschritt seine Produktion eine Million Sack zu 60 kg.

Wie die Trockenbeneficios waren auch die Waschbeneficios an Zahl gestiegen. Eine Sackfabrik begann mit der Verarbeitung des Sisal, so daß das Land in wenigen Jahren vom Import der Jutesäcke für den Kaffeesektor unabhängig wurde. Es begann die Zeit, in der der Kaffeebau sich zu einer nationalen Industrie entwickelte.

Zwar beherrschte noch die Ochsenkarrete das Bild der Landstraße: Landwirtschaft sowie interner Handel hatten noch Bedarf an Zugochsen, aber die Regierung begann schon den Bau der ersten Asphaltstraßen.

Nicht nur während der Zeit der Krise, sondern schon immer machte die arme Bevölkerung einen großen Teil der Einwohner aus. Bei Krankheit verschärfte sich das harte Los, welches sie ohnehin trugen. Die Unbilden des Lebens betrafen vor allem die ältere Generation, die durch Mangel an Schulbildung und mit einer abergläubischen Art den Dingen sehr primitiv gegenüber stand, Alkoholsucht besiegelte das Geschick in mancherlei Fällen. Im Jahre 1931 wurden diese Menschen von ein paar egoistischen Irreführern zu einer grausamen Revolte verleitet, welche von der Regierung kurz und blutig niedergeschlagen wurde. Mit einem starken Bevölkerungswachstum ist El Salvador die engst besiedelte Republik auf dem ibero-amerikanischen Festland und zählt nunmehr $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner.

Nachdem durch die brasilianischen Kaffeevernichtungen der 30er Jahre in der folgenden Zeit allmählich auch die Reserven schwanden und weiterhin in den 50er Jahren die große Konjunktur einsetzte, ließ das weitere Ansteigen der Produktion sowie die gute Qualität seiner Kaffeearaufbereitung Salvador in die Spitzengruppe der Weltproduzenten aufsteigen. Unter den Ibero-amerikanischen Ländern erreichte es zeitweilig den dritten Platz, unter allen übrigen kaffeebauenden Ländern den 6. Die Konjunktur verlieh der Wirtschaft und dem Staat einen mächtigen Impuls. Der ins Land fließende Dollar versetzte den Staat

in die Lage, ein gutes Verkehrsnetz, Flugplatz, Brücken, Schulen, Krankenhäuser zu bauen, die elektrische Energie zu vergrößern und sich der auswärtigen Belastungen zu entledigen.

Vom Leiter des Ibero-Amerika-Institutes, dem Hamburger Professor Meyer-Abich, gemeinsam mit dem salvadorischen Arzt, Dr. Aristides Palacios, wurde das „Instituto Tropical de Investigaciones Cientificas“ gegründet mit dem Zweck, zur Förderung der Forschung ausländischen Wissenschaftlern und Assistenten unter Gewährung freier Wohnung, Verpflegung und Taschengeld Gelegenheit zu geben, damit sie in dem, den meisten unbekanntem aber vielseitigen Tropenland, ein jeder in seiner Disziplin, für Wochen und Monate forschen können. Das Institut ist der Landes-Universität angegliedert und nahm außer einer Reihe anderer Nationalitäten eine beachtliche Anzahl Gäste von deutschen Hochschulen und wissenschaftlichen Instituten auf. Es verfügt über Sammlungen, Bibliothek und wissenschaftliche Einrichtungen. Aus dem „Tropeninstitut“ ging der meteorologische Landesdienst mit einem deutschen Leiter hervor.

In Santa Tecla wurde die landwirtschaftliche Versuchsstation ins Leben gerufen, welche in enger Verbindung mit USA-, Uno-Experten und iberoamerikanischen Fachleuten arbeitet. Es unterhält auch in mehreren Landesteilen Versuchsstationen. Das Landwirtschaftsministerium seinerseits verfügt in allen Distrikten über landwirtschaftl. Beratungsstellen.

Die hohen Preise der Kaffeewirtschaft hatten sich in der Landwirtschaft sowohl in Form weiterer Neupflanzungen von Kaffee, besonders aber von Baumwolle, als auch in einer stark vermehrten Verwendung von Düngemitteln ausgewirkt. Insbesondere wurde durch die Erfolge allen vor Augen geführter praktischer Versuche, durch Werbung und den jährlich stattfindenden landwirtschaftlichen Ausstellungen das allgemeine Interesse und die Einsicht zur Notwendigkeit intensiver Düngung geweckt. Schon einige Jahre stellte ein Düngerwerk aus den Abfällen der Städte einen guten, aber durch sein Gewicht für den Transport recht teuren organischen Dünger her. Der chemische Dünger wird aus Nordamerika und besonders Deutschland eingeführt, wobei die großen deutschen Hersteller durch deutsche Firmen in San Salvador vertreten und gut im Geschäft sind. Ein früher einmal schlechtes Rendement hat sich durch die vermehrte Anwendung von Dünger sowie die intensiveren Bearbeitungsmethoden erheblich verbessert und weist nunmehr eine durchschnittliche Landeserzeugung von 8,6 dz. Kaffee pro ha. und Jahr auf.

Eine große Nachfrage hat auch der Import deutscher Insektengifte für die einen großen Umfang angenommenen Baumwollplantagen: zur Bekämpfung von Wurm und Käfer, oder kupferhaltige Gifte für die Pilzkrankungen (in den Kaffeepflanzungen *omphalia flavida* – hojo de gallo). In den meisten Fällen hilft Sonne und Wind ausreichend, den Pilz zu dezimieren.

Mit dem Ende der Regenzeit beginnt die Ernte Anfang November und endet im März. Während dieser Monate ist alles, was kann, auf den Beinen. Bei der Pflücke kann jeder im Akkord verdienen, was er zu leisten vermag. Und ein jeder Mann, Frau und Kind werden gebraucht. Die Pflanzungen überbieten sich, sie von den zentralen Plätzen im Lande und von den Landstraßen mit ihren Lastautos in die Finca zu holen. Sie überbieten sich mit den Löhnen. Die Säuglinge liegen in armseligen Hängematten zwischen zwei Bäumen, während die Eltern pflücken. Nachmittags fahren die Lastautos und Carreten den Ertrag in die Beneficios; die Nacht über wird geschält. Das Wasser ist nicht so üppig wie in Guatemala, es muß hausgehalten werden und wird wieder verwandt, damit das Frischwasser für den Waschprozeß ausreicht. Die Beneficios sind modernisiert und mechanisiert: man muß Arbeitskräfte sparen, sie werden zur Pflücke dringend benötigt. Auf den Trockenhöfen benutzt man fahrbare Wender, beim Verlesen das Fließband; die großen Beneficios arbeiten mit ganzen Reihen von Trockentrommeln.

Nach dem Zahltag werden neue Kleider gekauft, dann ziehen sie weiter, Gruppen, Familien, ein ganzer Strom dorthin, wo die Pflücke besser sein soll, wo noch der erste Durchgang gepflückt wird und man rascher den Korb füllt.

Ein Bruchteil der Ernte wird schon im Lande zu „Café Liso“, Kaffeepulver, verarbeitet und in die USA exportiert, ein Unternehmen mit US-Dollars und Colones finanziert (feste Währung 2,50 Colones = 1 US-Dollar). Die Ernte geht per Eisenbahn oder Lastwagen in die Häfen: 1959 gingen von 1.345.000 Sack 623.000 nach USA, 590.000 nach Deutschland (Sack zu 60 kg).

Als inzwischen die überall auf dem amerikanischen und afrikanischen Kontinent angelegten Neupflanzungen in Produktion gekommen waren, glitten die Kaffeepreise von ihrer schwindelnden Höhe wieder in die normale Ebene. Das viele Geld wurde in Landwirtschaft und industriellen Unternehmungen investiert. 1945 war in San Salvador die gesamtamerikanische Kaffee-Konferenz „Federación Cafetalera de America“ gegründet worden, wo sie auch jetzt ihren Sitz hat. Auch

andere Zweige der Landwirtschaft florierten: Zucker wurde in Nachbarländer exportiert, Baumwolle nahm solchen Umfang an, daß sie der Maiskultur Boden entzog. Aber nicht nur die rückläufige Preistendenz des Kaffees bei immer stärker werdendem Druck der Überproduktion und die Erfahrungen einer einmal durchstandenen Kaffeekrise bewogen die Regierung, stärker als bisher an der wirtschaftlichen Gestaltung der Zukunft mitzuwirken. Die rasch zunehmende Bevölkerung und die, wie in allen anderen lateinamerikanischen Staaten sehr rasch steigende Zuwachsquote der Bevölkerung drängte auch in Salvador zur Schaffung neuer Erwerbsmittel. Im Jahre 1955 gründete die Regierung das „Instituto Salvadoreño de Fomento de la Produccion“ zur Förderung der Wirtschaft. Es arbeitet die Pläne aus, sowie die Kalkulation für Verbesserung oder Erstellung von landwirtschaftlichen und industriellen Betrieben, desgleichen für den finanziellen oder maschinellen, von der Uno zu bevorschussenden Bedarf. Vor längerer Zeit begann ein Präsident mit der Parzellierung billigen Landes zur Schaffung von Bauernstellen. Es blieb ein Versuch.

Später rief ein Anderer eine Militärschule ins Leben, in der die Soldaten nach Erledigung ihrer Dienstzeit auf den landwirtschaftlichen Beruf vorbereitet werden. Heute hat man schon den neuen Weg zur Industrialisierung und Herstellung von Fertigwaren betreten. Die Regierung wird bei den nachfolgend aufgeführten Produktionsziffern auch weiterhin den internationalen Verpflichtungen nachkommen können:

900.000 Ztr. Zucker, dessen Industrie z. Zt. durch Errichtung einer zentralen Raffinerie vervollkommnet wird; über 100.000 Ballen Baumwolle für die Spinnereien des Landes und den Export. Die letztjährigen Kaffee-Ernten mit 1,5 bis 1,8 Millionen Sack, ihr Anteil am Gesamtexport betrug im Jahre 1958 noch 72 %. In der westdeutschen Kaffee-Einfuhr steht El Salvador in den verschiedenen Jahren an erster bis dritter Stelle.

Die Salzgitter-Werke bauen z. Zt. die neue Hafennole von Acajutla. Die private Wirtschaft versorgt den Bedarf an Zement durch ein Werk am Strand, welches den Muschelfalk verwendet; schon längere Zeit arbeitet die Textilfabrikation. Von Jahr zu Jahr wachsen die Unternehmen. Große Pläne liegen für die nächste Zukunft bereit.

Es ist ein aktives Land, das kleine Land am Pazifik: El Salvador.

Süd-West-Afrikanische Farmwirtschaft im Umbruch.

Lw.
Br

Von H. J. von Hase (30/32).

Unlänglich eines Besuches in SW-Afrika sagte Professor Lutz Heck: „Südwest ist ein kaltes Land mit einer heißen Sonne“.

Dieser kluge Ausspruch gibt uns die Erklärung dafür, daß Südwest ein weißes Siedlerland wurde. Ein Land, in welchem die Bantus 20½ Millionen ha des regenreicheren Teiles des Landes selbständig bewirtschaften und die weißen Farmer 37½ Millionen ha vom Staat erworben haben. Diese haben das Farmland im Laufe von nur etwa 60 Jahren erfaßt und eine beachtliche Produktion von Fleisch, Karakulfellern, Wolle, Häuten, Butter und Käse entwickelt.

Die heißen, aber meist trockenen Tage und die kühlen Nächte bieten dem weißen Siedler ein Klima, in dem er leistungsfähig bleibt und Familien gründen konnte — anders als in den tropischen Gebieten Afrikas, in denen er sich auf die Dauer nicht halten kann.

Bald nachdem die Bantus (Ovambos und Hereros) aus Zentralafrika einrückend, den Norden Südwest's besiedelten, erfaßten die Weißen, von der Küste kommend, die regenärmeren, bevölkerungsleeren Teile des Landes. Aus diesem Grunde leben die Bantus heute in den regenreichen Landstrichen des Nordens und Ostens, die Europäer im Westen, der Mitte und dem Süden des Landes.

Südwest ist ausgesiedelt. Praktisch jeder ha Farmland wird bewirtschaftet. Der Staat besitzt nur einige Versuchsfarmen und wasserloses, daher vorläufig unverkäufliches Land (abgesehen von 8 Millionen ha Wildreservaten, die in der Zukunft noch eine große Rolle in der Touristik spielen werden). Die Zeit der Landnahme ist abgeschlossen. Alle Energien richten sich auf die Produktion.

Wie konnte sich nun eine beachtliche Erzeugung entwickeln? In einem Land, das mit ca. 220 mm jährlichem Regenfall, auf 3—4 heiße Monate mit großer Verdunstung zusammengedrängt, so karg von der Natur bedacht wurde! Die Geschichte dieser Produktion soll in ihren drei Entwicklungsstufen aufgezeigt werden.

I. Die ursprüngliche Eingeborenen-Viehhaltung.

Im 19. Jahrhundert weideten die Herden der Eingeborenen (Rinder im Norden, Schafe und Ziegen im Osten und Süden des Landes) von den wenigen vorhandenen Wasserstellen aus. Diese setzten sich zusam-

men aus: Einigen Quellen, offenem Revierwasser*), ausgegrabenen Wasserlöchern im Revierboden und einigen Brunnen. War das Gras um diese Wasserstellen herum abgeweidet, so zog man zum nächsten Wasser. Auf diese Weise wurde aber nur ein kleiner Teil der im Lande wirklich vorhandenen Weide ausgenutzt, da große Weideflächen von den Wasserstellen aus nicht zu erreichen waren. War nun alles erreichbare Gras abgefressen und setzte der Regen noch nicht oder nur spärlich ein — dann verendete eine große Anzahl Tiere oder man drang in das Weidegebiet anderer Stämme ein. Folge waren häufig blutige Fehden und der Verlust des gesamten Viehes der unterlegenen Partei.

Eine wirtschaftliche Nutzung des Viehes war auf diese Weise unmöglich. Nur die dringendsten Bedürfnisse konnten durch Tausch von Häuten und etwas Lebendvieh befriedigt werden.

II. Die Wirtschaftsweise der weißen Siedlerpioniere.

Zwischen 1900 und 1950 erwarben die weißen Siedler ihr Farmland. Die Größe der Farmen lag im Mittel, je nach Regenfall, zwischen 3.000 und 20.000 ha. Das klingt gewaltig, ist es aber nicht, wenn man bedenkt, daß es nur eine Wachstumsperiode des Grasses pro Jahr gibt und während dieser Futter fürs ganze Jahr entstehen muß. Das wertvolle Gras stellt „Heu auf dem Halm“ dar, wird aber mengenmäßig laufend dezimiert durch Wind, Frost, Tritt des Viehes und schließlich ausdörrende Hitze. Deshalb benötigt ein Rind eine Weidefläche von ca. 10 ha pro Jahr, ein Schaf 3—5 ha im regenarmen Süden des Landes.

Die moderne Technik wurde zur Wasserversorgung des Viehes eingesetzt. Jeder Farmer sorgte für mindestens 1—2 verlässliche Bohrlöcher, Brunnen oder Dämme.

Nach anfänglichem Widerstand vieler Farmer wurden die meisten Rinderfarmen an den Grenzen abgezäunt. Die Schaffarmen nur selten, da durch die Schafwächter eine gewisse Weidekontrolle gegeben war.

Es wurde so eine geordnete Viehwirtschaft mit ausreichender Wasserversorgung geschaffen. Die Nutzung der Rinder und Schafe verschaffte den Farmern ein gutes Einkommen. Aber ... naturgemäß weidete das Vieh zuerst das Gras in der Nähe der Wasserstelle, meist beim Farmhaus, ab. Je dürreter und minderwertiger die Weide wurde, desto weiter mußten die gequälten Tiere nach Nahrung suchen. Die Tiere wurden gegen Ende der Trockenzeit immer magerer und schwächer, zumal sie

*) Revier: Trockenfluß, der nur an wenigen Tagen im Jahre Wasser führt.

längst die besten Grasarten abgefressen hatten. So war es fast jedes Jahr wieder ein Dabanquespiel, ob man seine Tiere bis zur nächsten Grünperiode am Leben erhalten konnte.

Da keine Trennung der Rinder erfolgen konnte, z. B. in Kuhherden, abgesetzte Kälber, Färsen, Ochsen und Bullen, blieb alles dem Zufall überlassen. Es gab keine geregelten Kalbezeiten, die Färsen wurden fast immer zu früh gedeckt, das Durcheinander von weiblichem Vieh und Ochsen verhinderte das rechtzeitige Marktreiswerden der für den Schlachthof bestimmten Tiere.

Um das Farmgehöft herum entstand eine Wüste, da die Herden täglich vom und zum Wasser dorthin zogen. Ihr Tritt vernichtete die edlen, mehrjährigen Gräser und nach dem Regen wuchsen nur noch kümmerliche einjährige Gewächse, die bald in Wind und Wetter vergingen. Der Mensch hatte das Land erfaßt, er hatte produziert, aber er hatte Raubbau getrieben und lief nun Gefahr in eine Krise zu geraten: Winderosion, Verbuschung (Verdrängung der guten Weidegräser durch wertlose Büsche) und Weidevernichtung wurden seine Feinde.

Früh schon hatten südafrikanische und deutsche Wissenschaftler die Gefahren dieser Entwicklung erkannt, gewarnt und neue Methoden vorgeschlagen. Nur langsam setzten sich diese neuen Ideen durch, aber sie bewirkten die Einleitung einer neuen Periode.

III. Die moderne Farmwirtschaft.

War er in der Lage das nötige Kapital aufzubringen, dann gab die neue Methodik dem Farmer die Waffen in die Hand, mit den aufgezeigten Schwierigkeiten fertig zu werden.

Die zu Grunde liegende Idee ermöglichte:

1. Die Trennung der verschiedenen Viehtypen beim Weidegang (Schafe, Kühe, Färsen, Ochsen usw.).
2. Die unerhört wichtige Durchführung einer Umtriebsweidewirtschaft, wodurch das totale Schonen eines großen Teiles der Farm während der Wachstumsperiode ermöglicht wurde.

Durchführbar wurde dieses System mit der Unterteilung der Farmen in eine große Zahl von Kamps, die durch Stahldrahtzäune begrenzt werden. Auch mußte für alle Kamps die Wasserversorgung sichergestellt werden. Dies konnte durch weitere Wassererschließung geschehen oder durch Verlegen der neu auf dem Markt erschienenen Plastikrohre.

Der Staat erkannte, wie vor längerer Zeit schon in Südafrika, die Notwendigkeit dieser Bestrebungen an. Eine neugeschaffene Regierungsz-



Farm Jena

stelle beriet den Farmer, „bepflanze“ seine Farm und subventionierte alle genehmigten Arbeiten, nach Durchführung, mit 25—33 %. Auch wurden billige, langfristige Kredite speziell für die Durchführung dieser Verbesserungen zur Verfügung gestellt.

Eine 5.000 ha Farm erfordert etwa 20 Kamps und mindestens 5 verlässliche Wasserstellen. Die entstehenden Kosten erhöhen den Preis einer normal ausgebauten Farm (Außeneinzäunung, Haus und ca. 2 Wasserstellen) etwa auf das Doppelte. Die Länge der Innenzäune beträgt in diesem Falle 50—60 km. Dazu kommen Wasserkräale, Viehkräale, Eingeborenenhäuser, Padauszäunungen usw.

Auf einer derart ausgebauten Farm können nun die verschiedenen Viehtypen getrennt und eine Wechselweide durchgeführt werden. Für jede Vieheinheit (z. B. die Ochsenherde) stehen 3—5 Kamps zur Verfügung. Nur ein Kamp wird während der Regenzeit beweidet. Die anderen Kamps kommen indessen zur vollen Weideentwicklung. Die edlen Gräser entwickeln sich ungestört und verdrängen allmählich wieder die unerwünschten Büsche. Während der trockenen Monate werden die Tiere in frische, unbeweidete Kamps umgestellt, sobald der jeweils beweidete Kamp ausgefressen ist. Die Tiere bleiben dadurch in guter Kondition. Sie sind zu Beginn der neuen Regenzeit gesund und stark, während welcher sie dann den letzten, geschonten Kamp beweideten.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß durch diese Methode weit größere Futtermengen entstehen und folglich Dürren besser überstanden werden

können. Nun ist es auch möglich, die Schlachttiere dann zu verkaufen, wenn die Preise am Ende der Trockenzeit am höchsten sind. Der erzielte Mehrerlös kann der Amortisation des investierten Kapitals dienen. Eine höhere Bestockungsmöglichkeit schafft weitere Mehreinnahmen.

Jetzt erst ist der Farmer „Herr seines Landes“. Er bestimmt den Weidegang nach den Gegebenheiten und kann sich wieder blühender Grasflächen erfreuen, die bis an sein Farmhaus heranreichen.

Für den Schaffarmer galt es jedoch, noch ein weiteres Problem zu lösen. Sein größter Feind ist der Schakal. Dieses Raubtieres wegen müssen alle Schafe am Tage gehütet und in der Nacht am Wasser eingekraalt werden. Bleibt ein Schaf versehentlich nachts im Feld, so wird es fast immer ein Opfer des Schakals, der es auf die grausamste Weise tötet.

Die Lösung des Problems brachte der Schakaldraht, ein enger, starker Maschendraht (30 cm unter und 90 cm über dem Boden an den Außeneinzäunungen angebracht). Die Errichtung dieses Zaunes muß peinlich genau erfolgen. Auch diese, äußerst kostspielige, Verbesserung wird vom Staat mit 25 % subventioniert. Nach Fertigstellung des Schakaldrahtes müssen die in der Farm befindlichen Schakale durch Treibjagden, Gift, Fallen oder Hunde ausgerottet werden. Um zu verhindern, daß Schakale von außen von neuem in die Farm eindringen, muß der Draht regelmäßig kontrolliert werden. Irgendwie entstandene Durchschlupflöcher müssen sofort beseitigt werden.

Ist der letzte Schakal tot, dann können die Schafe, genau wie die Rinder, ungehütet Tag und Nacht in ihren Kamps weiden. Die Vorteile dieses Systems sind beträchtlich. Die Lohnkosten sinken, die Kon-dition der Schafe verbessert sich, da sie „natürlich“ weiden können. Die Herden zertrampeln weit weniger Gras als bisher. Während sie vorher während der günstigsten Weidezeiten des Tages (morgens und abends) vom und zum Kraal getrieben wurden, bestimmen sie nun ihren Weide-rhythmus selbst. Krankheiten können nun nicht mehr während des Ein-kraalens übertragen werden. Die Wolle der Tiere bleibt sauberer usw. usw. Außerdem wird die Abhängigkeit des Farmers von seinen Arbeitskräften sehr vermindert. So entstand durch Kampen und Beseitigung der Schakalpest eine völlig neue Ara der Schaffarmerei.

Diese neuen Methoden haben sich natürlich noch nicht auf allen Farmen durchgesetzt. Die augenfälligen Erfolge werden jedoch die all-gemeine Anwendung beschleunigen. Auch hier im sonnenklaren Süd-west, wo die Natur dem Menschen nichts schenkt, siegt so der Fortschritt in der Landwirtschaft.

Arbeitsleistung und Löhne der Sisalarbeiter in Tanganjika

Von Eberhard Jelinek (58)

Lw
de
Me

Vor der Behandlung der arbeitstechnischen Fragen mag es von Interesse sein, die Ausfuhrkapazität Tanganjikas an Sisalfaser aufzuzeigen. In den vergangenen Jahren fanden eine Reihe synthetischer Fasern Eingang in die verarbeitende Industrie, und es wurden mancherorts Befürchtungen geäußert, das künstliche Produkt könnte mit der Pflanzensfaser in Konkurrenz treten. Daß dem nicht so ist, beweisen die Exportziffern für Sisal, welche in Tanganjika vom Jahre 1952 (162.329 Tonnen) bis 1959 (209.180 Tonnen) um 28,9 % anstiegen. Ebenso kann die derzeitige Preisentwicklung als günstig angesehen werden.

Während Kultivierungs- und Erntearbeiten für viele Kulturen weitgehend mechanisierbar sind, ist man im Sisal in erster Linie auf die menschliche Arbeitskraft angewiesen. Der Betriebserfolg ist in entscheidendem Maße von der Anzahl der verfügbaren, zweckmäßig eingesetzten Arbeiter abhängig. In neuester Zeit jedoch hat das Verhältnis Arbeitgeber zu Arbeitnehmer eine grundlegende Veränderung erfahren. Bis vor kurzem stand der Arbeiter zum Plantagenbesitzer bzw. -leiter in einem Abhängigkeitsverhältnis, heute ist es jedoch umgekehrt. Die Arbeiter der Sisalplantagen sind alle gewerkschaftlich organisiert und stellen in dieser Vereinigung eine fordernde Macht dar, mit der die Vertretung der Plantagenbesitzer zu verhandeln hat. Zu Beginn dieses Jahres trat die „Tanganyika Sisal Growers Association“ mit der „Plantation Workers Union“ zu Besprechungen zusammen, um die Frage der Löhne und Leistungen zu diskutieren. Das Ergebnis dieser Verhandlungen war, daß die Löhne mit Wirkung vom 1. April 1960 um mehr als 100 % und die Arbeitsleistungen um 30 % erhöht wurden. Gleichzeitig forderte die Gewerkschaft die Einführung der 45-Stunden-Woche und lehnte jegliche Akkordarbeit ab. Wer jedoch jemals mit Afrikanern gearbeitet hat, weiß, daß es völlig aussichtslos ist, einen Mann auf Zeitlohn zu setzen, da der betreffende 6 der 7½ täglichen Stunden wartend verbringen wird. Schließlich wurde ein stilles Übereinkommen erzielt, nach welchem ein bestimmtes Arbeitsmaß Verwendung gefunden hat. In den folgenden Ausführungen seien die Löhne und Leistungen für die entsprechenden Arbeiten pro Tag aufgezeigt; der Betrag in Klammer bedeutet die Höhe des Entgelts vor dem 1. 4. 1960.

Falls die Leute an Verpflegung durch den Betrieb interessiert sind, was übrigens selten der Fall ist, werden von den angegebenen Beträgen DM 0,41 in Abzug gebracht.

Das Pflanzen.

Ein Mann hat 650 Stück Pflanzen in den Saatbeeten auszugraben und neben den Schienen der Feldbahn zählfertig (10×65 Stück) aufzulegen, sein Lohn beträgt DM 1,64 (DM 0,76). Es kommt nicht selten vor, daß die Leute ausgegrabene Pflanzen des Vortages stehlen, um ihre Arbeit rascher beenden zu können. Aus diesem Grunde muß man trachten, das Pflanzmaterial des Vortages so rasch als möglich auf das Feld zu bringen, da auch die Aufseher nicht immer verlässlich sind. Für alle Feldarbeiten gilt, daß einem Aufseher (Msimamizi*) mit Trinkwasserträger 30 Arbeiter zugeteilt werden. Der Aufseher für Kultivierungsarbeit (Kulima*) erhält DM 2,34 (DM 1,40). Zum Wassertragen werden meist Frauen herangezogen, deren Lohn gleich jenem der Kulima-Arbeiter ist, also DM 1,64. Der Transport des Pflanzmaterials wird von Leuten durchgeführt, welche DM 2,16 (DM 1,05) erhalten; ein Mann muß 6 Loren beladen und entladen. Der Fahrer der Dieselzugmaschine verdient monatlich DM 82.— (DM 1,40 täglich) und hat einen Hilfsfahrer zur Seite (Lohn gleich jenem der Verloader), welcher das Zusammen- und Abkoppeln der Loren zu besorgen hat, entgleiste Loren mittels einer Winde auf die Geleise stellen muß etc.

Abhängig von Bodenqualität, Niederschlagsmenge und Einsatzmöglichkeit von Maschinen für Pflegearbeiten sind verschiedene Pflanzabstände im Sisal gebräuchlich. Hier sei die doppelreihige Pflanzmethode erwähnt, welche auf vielen Plantagen verwendet wird. Eine Doppelreihe (Mstari*) ist von der anderen 4 m entfernt, der Pflanzenabstand innerhalb der Reihe beträgt 80 cm, die Doppelreihe selbst hat eine Distanz von 1 m und ist 200 m lang. Nach dem Ausmessen der Reihen ($\frac{3}{4}$ ha per Boy) und Graben der Pflanzlöcher (0,37 ha per Boy) erfolgt das Pflanzen, wobei ein Arbeiter eine Doppelreihe von 200 m Länge zu bepflanzen hat. Dies ergibt 500 Pflanzen bzw. 0,10 ha per Mann. Auf Betrieben, welche von der Küste entfernt im Landesinneren liegen, erfolgt das Pflanzen in der Regel kurz vor der Regenzeit in den Monaten September, Oktober. Während dieser Zeit ruht infolge großer Trockenheit oftmals die Schnitтарbeit, so daß neben

*) gebräuchliche Ausdrücke in Kisumuaheli

Kulima-Arbeitern auch Schnitter für das Anpflanzen und den damit verbundenen Arbeiten herangezogen werden.

Pflegearbeiten.

In den Sisalbeständen wird lediglich Strip-weeding angewandt, das heißt zwischen der Doppelreihe und neben derselben wird ein Streifen von 1 m Breite gesäubert. Falls in jüngeren Feldern kleine Wurzelschößlinge vorhanden sind, kann das Jäten mit dem Aushacken der Schößlinge gleichzeitig durchgeführt werden. Andererseits werden in alten Schlägen lediglich die Wurzelaustriebe entfernt. Da die Arbeitsleistung naturgemäß von der Dichte des Unkrautwuchses bzw. von der Anzahl und Größe der Schößlinge abhängt, ist es schwer, ein allgemein gültiges Maß anzugeben. In wenig verunkrauteten Pflanzungen mag die Angabe von 10 Leuten per ha eine Richtlinie darstellen. Der zwischen den Reihen verbleibende Unkrautstreifen von 2 m Breite wird maschinell bearbeitet.

Es ist bemerkenswert, daß das jeweilige Arbeitspensum von jedem Arbeiter vor dem Ablauf von $7\frac{1}{2}$ Stunden leicht erreicht wird. Jeder ist in der Lage, seine Arbeit bereits nach 4—5 Stunden zu beenden, würde man jedoch den Zeitlohn eingeführt haben, wäre keine normale Leistung zu erwarten gewesen.

Düngeranwendung.

Man ist erst seit einigen Jahren dazu übergegangen, Handelsdünger intensiv anzuwenden, da die durch Jahrzehnte hindurch genutzten Böden an Nährstoffen verarmten. Viele Plantagen arbeiten mit der Sisalversuchsanstalt in Mlingano zusammen und befolgen die Düngungsratschläge, welche aufgrund der Bodenanalysen ausgearbeitet wurden.

Da man trachten wird, die erforderliche Menge Dünger möglichst genau zu verabreichen, ist es nötig, ein System auszuarbeiten, welches die richtige Verteilung gewährleistet. Gibt man beispielsweise 100 kg Harnstoff per ha, hat man diese Menge durch 20 zu teilen, da 20 Reihen von 100 m Länge 1 ha ergeben. Jeder Arbeiter erhält in eine Schüssel (Karai*) genau 5 kg Harnstoff, welchen er auf einem $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ m breiten Streifen gleichmäßig zu verstreuen hat. Die Tagesleistung ist 0,60 ha, Entlohnung wird für Kulima-Arbeit gegeben. — Durch zweckmäßige Düngung und Pflege der Saatbeete ist man bestrebt, die Voraussetzungen für kräftiges Pflanzmaterial zu schaffen. Vielerorts ist man dazu übergegangen, durch Anwendung von verrottetem Abfall, welcher bei der Entfaserung entsteht, den Gehalt des Bodens an orga-

nischer Substanz zu erhöhen und somit sorptionsfähige Bodenkomplexe zu schaffen, welche die Grundlage der Bodenfruchtbarkeit darstellen. Da die hohen Temperaturen eine relativ rasche Humuszersetzung bedingen, ist es erforderlich, 100 Tonnen Abfall per ha anzuwenden. Wenn man rechnet, daß das Gewicht einer Anhängerladung etwa $1\frac{1}{2}$ Tonnen beträgt, sind 66 Fuhren für 1 ha erforderlich. Ein Mann hat einen Anhänger zu beladen und zu entladen (Kulima-Entlohnung). Der Abfall (Takataka*) wird auf die mit Pflug und Scheibenegge hergerichteten Beete vor dem Pflanzen gebracht. Um 66 Ladungen auf einem ha gleichmäßig verteilen zu können, ist es notwendig, Linien mit entsprechenden Zwischenabständen abzustechen. Der Schlepperfahrer, welcher ein Monatsgehalt von DM 93,60 (DM 1,68 täglich) erhält, ist für die Abladung einer vollen Fuhre an der markierten Stelle verantwortlich. Nur so ist man in der Lage, eine Kontrolle ausüben zu können. Vor dem Pflanzen der Bulbillen oder auch der Wurzelschößlinge werden Frauen angestellt, um den Dünger zu verteilen.

Der Schnitt.

Die ökonomische Nutzungsdauer der Sisalbestände liegt zwischen 9 bis 12 Jahren, im Laufe dieser Zeit muß ein großes Augenmerk auf die Sorgfalt des Schnittes gerichtet werden. Die Sisalpflanze erzeugt monatlich 1—2 Blätter, wenn mehr Blätter geerntet werden als zulässig sind, wird der Wachstumsrhythmus gestört, der Bestand erscheint ungleichmäßig und bei der folgenden Ernte entstehen Ertragsunterschiede. Der erste Schnitt junger Bestände muß so vorgenommen werden, daß pro Pflanze 20 bis 22 Blätter verbleiben. Anders ausgedrückt, sollen die an der Pflanze verbliebenen, abstehenden Blätter mit der horizontalen Fläche des Bodens einen Winkel von 45 Grad bilden. Während der erste Schnitt bereits nach 9 Monaten wiederholt wird, erntet man in den folgenden Zeiträumen nur einmal jährlich, wobei zu beachten ist, daß 15 bis 17 Blätter pro Pflanze stehenbleiben sollen. Es ist wahrlich nicht einfach, den Arbeitern diese Grundsätze beizubringen, Tag für Tag ist es notwendig, die gleichen Anweisungen zu wiederholen. Entweder ist der Betreffende geneigt, zuviele Blätter abzuschneiden, oder er läßt infolge Bequemlichkeit die in die Doppelreihe wachsenden Blätter einfach stehen. Es ist auch nicht leicht, Headmen zu bekommen, welche in ihrer Arbeit gründlich und gewissenhaft sind, auf die man sich verlassen kann.

*) gebräuchliche Ausdrücke in Kisumuaheli

Jeder Mann hat pro Tag 2700 Blätter zu schneiden, in Bündel (Mzigo*) zu je 30 Stück zusammenzufassen und auf einen Kreuzstöß von 90 Bündel zu schichten. Dieser Stapel (siehe Abbildung) wird als Meter bezeichnet und dient zur Berechnungsgrundlage von Kosten, Faserausbeute usw. Die Bündel werden mit den Schnittflächen der Blätter nach außen gelegt, so daß der Aufseher in der Lage ist, mittels eines Kopierstiftes die Blätter per Bündel zu zählen. Falls der Pflanzungsassistent bei seiner Kontrolle weniger als 30 Stück in mehreren Bündeln antrifft, hat der betreffende Schwindler strafweise bis zu 40 Bündel zusätzlich zu schneiden. Tut er es nicht, hat er umsonst gearbeitet.



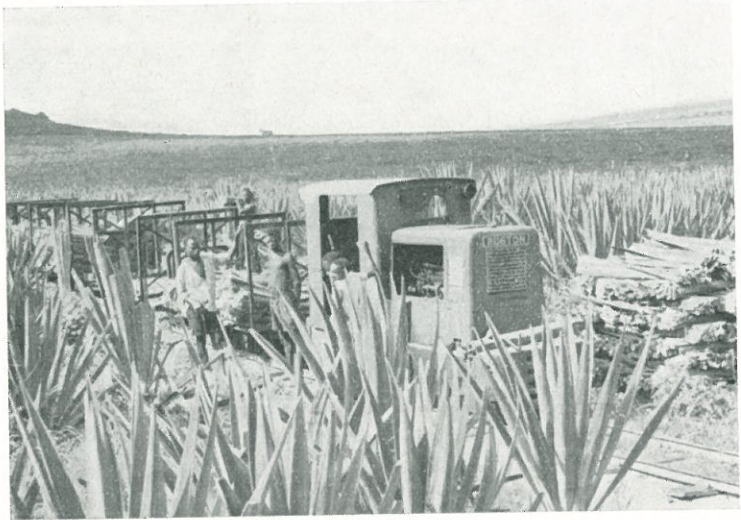
Sisalschnitter an der Arbeit

Diese rigorose Maßnahme ist erforderlich, um die Leute zu reellen Leistungen zu erziehen. Wäre man zu nachsichtig, würde die Anzahl von Metern per Tonne Faser, welche normalerweise 34 betragen soll, weit über diesem Wert liegen, sowie die Ertragskalkulation unrichtige Zahlen ergeben. Mit Hinsicht auf die Graduierung der Faser muß die Mindestlänge des geernteten Blattes 60 cm betragen. Werden alte Schläge vor dem Umbruch und der Neuanpflanzung zum letzten Mal geschnitten, entfernt man alle Blätter. Bei diesem Schnitt passiert es leicht, daß Blätter unter 60 cm Länge geerntet werden, welche praktisch wertlos sind.

Der Lohn des Aufsehers beträgt DM 2,93 (DM 1,40), der des Schnitters DM 2,16 (DM 1,05). Auf manchen Betrieben wird die

gesamte Arbeit des Schneidens von einem Senior Aufseher überwacht, welcher ein Monatsgehalt von DM 234.— bezieht.

Wenn man bedenkt, daß das Gewicht eines Meters zwischen 800 bis 1300 kg liegt, muß man sagen, daß der einzelne Arbeiter eine beachtliche Tagesleistung zu vollbringen hat. Die Tätigkeit wird selbstverständlich umso anstrengender, je größer der Querschnitt des Blattes ist. Falls neue Leute eingestellt werden, reduziert man die Leistung auf etwa 70 Bündel, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich einarbeiten zu können.



Die Feldbahn, das billigste Transportmittel
rechts ein Meter Sisal

Verlegen der Feldbahngeleise.

Das Verlegen und Transportieren der Schienen wird von ein und derselben Gruppe von Leuten durchgeführt. Ein Handwerker (Fundi*) hat die Verbindungsglieder von 24 Schienen loszuschrauben und nach Verlegung zu befestigen. Sein Lohn ist gleich jenem der Verleger, DM 2,16 (DM 1,05). Ein Verleger hat 8 Schienen, welche 5 bis 7 m lang sind, auf spezielle Loren zu verladen, abzuladen und zu verlegen. Auch hier, wie bei allen Arbeiten überhaupt, ist es notwendig, täglich eine genaue Überprüfung auszuführen, da es sonst vorkommen kann, daß pro Mann nur 5 Schienen verlegt werden, oder daß die

*) gebräuchliche Ausdrücke in Kisuaheli

Fundi die Verbindungsglieder der Geleise mangelhaft festschrauben, was zur Folge hat, daß die Loren entgleisen und so der gesamte Betriebsablauf gestört wird.

Blättertransport.

Der Transport des Schnittgutes zur Aufbereitungsanlage muß gut organisiert sein, damit die Entfaserungsmaschine ohne Unterbrechung laufen kann. Auf großen Plantagen mit einer täglichen Entfaserung von 135 Loren ist ein europäischer Assistent alleine für den Transport zuständig. Ein Mann hat 9 Loren zu beladen, der Lohn wurde in dem Absatz „Das Pflanzen“ erwähnt. Die Transportarbeit wird ebenfalls von einem Msimamizi beaufsichtigt, dessen Entgelt gleich jenem des Aufsehers der Schnitter entspricht. Falls Überstunden erforderlich sind, wird zu dem normalen Tagesatz ein Zuschlag in der Höhe von 50 % gegeben.

Aufbereitung.

Pro Schicht werden die Blätter von 45 voll beladenen Loren entfaseret. Da die Loren als Maßeinheit gelten, muß darauf geachtet werden, daß sie tatsächlich richtig beladen wurden. Falls die Entfaserung ohne Zwischenfälle vor sich geht, das heißt, keine Seile der Corona-Entfaserungsmaschine reißen bzw. Antriebsriemen abrutschen, ist eine Schicht nach 6½ Stunden beendet. Der reibungslose Ablauf der Entfaserung hängt in erster Linie von der Sorgfalt der Blattzuführung ab. Wenn die Boys auf unachtsame Weise zuviel Blätter einlegen, wird die Maschine überlastet und kostbare Zeit verbraucht, um neue Seile einzuspannen.

4 Mann wechseln sich laufend ab beim Abladen der Blätter auf den Fördertisch, 4 stehen beim Förderband, um die Bündel aufzuschneiden, das Material auf dem Band gleichmäßig zu verteilen und beschädigte, minderwertige Blätter zu entfernen, 4 nehmen die aus der Maschine kommende nasse Faser ab. Je nach dem, ob der Abfallplatz tief oder hoch gelegen ist, sind 5 Mann oder mehr für die Abfallbeseitigung zuständig. Der Tagesatz für all diese Leute beträgt DM 2,16 (DM 1,05).

8 Boys (je 2 mit einer Stange) tragen die frische Faser einer Schicht auf den Trockenplatz, wo sie von 11 Leuten auf den Drähten verteilt, grob selektiert und nach erfolgter Sonnentrocknung in den Bürstraum befördert wird. DM 1,64 (DM 0,76) entfallen pro Mann.

An jeder Bürstmaschine sind 2 Fundi und 4 Helfer tätig. Ein Team, bestehend aus einem Fundi und zwei Helfern hat täglich 500 kg Faser zu bürsten, gemäß der vorgeschriebenen Graduierung in die entsprechenden Güteklassen zu trennen und separat in Behälter zu legen, von wo die Faser zur hydraulischen Presse gelangt, um zu exportfertigen Ballen von je 250 kg Gewicht gepreßt zu werden. Per Bürstmaschine ist ein Mann angestellt, um den anfallenden Abfall (Tow) wegzuräumen. Jeder Fundi erhält DM 2,16, der Lohn der Helfer beträgt DM 1,64. Jeder Boy muß täglich 6 Ballen pressen, um Anspruch auf den Empfang von DM 2,16 zu haben. Neben einem Headman, welcher DM 2,93 verdient, ist ein Oberaufseher mit einem Monatsgehalt von DM 140,— für alle Arbeiten im Bürstraum zuständig.

Mit Ausnahme einiger Nebenzweige wie Büro-, Werkstätten-, Magazinarbeiten und dergleichen, wurden die entfallenden Hauptarbeiten kurz dargestellt und deren technische Probleme aufgezeigt. Würde man einen Vergleich zwischen den Löhnen der landwirtschaftlichen Arbeiter Mitteleuropas und Ostafrikas ziehen, könnte man zu der Ansicht kommen, daß der Sisalarbeiter nach wie vor ungenügend bezahlt wird. Eine derartige Gegenüberstellung kann man jedoch nicht vornehmen, da neben der geringeren Leistung die Lebensansprüche unvergleichlich niedriger sind. Folgendes Beispiel sei zur Erläuterung angeführt: Jeder Arbeiter erhält eine Arbeitskarte (Kipande*) mit einer dreißigtägigen Unterteilung, welche einem Vertrage gleichkommt, in dem sich der Arbeitgeber verpflichtet, bis zur Beendigung der Karte die festgesetzte Entlohnung zu zahlen. Damit der betreffende Arbeitnehmer Anspruch auf den Empfang einer neuen Karte hat, muß er innerhalb von 42 Kalendertagen 30 Tage arbeiten. Seit der Erhöhung der Löhne benötigen mehr als 40 % der Arbeiter nicht 42, sondern bis zu 55 Tage, um eine Karte zu beenden. Dies beweist, daß viele mit einem Teil des Lohnes ihren Lebensunterhalt bestreiten können und völlig desinteressiert sind, durch Fleiß zu Ersparnissen zu gelangen. Bei der wöchentlichen Auszahlung jedoch verlangt jeder ein Mehrfaches von dem, was ihm aufgrund der geleisteten Arbeit zusteht. Damit gelangt man zur Frage der geistigen Einstellung des Einzelnen zur Arbeit. Es ist nicht beabsichtigt, im Rahmen dieser Ausführungen über die Mentalität eingehend zu sprechen, gesagt sei lediglich, daß die Arbeitsmoral sehr nieder ist und niemand in der Lage sein wird, durch irgendwelche Maßnahmen von heute auf morgen eine Umstellung herbeiführen zu können.

*) gebräuchliche Ausdrücke in Kisumuaheli

Aus menschlichen und gesellschaftspolitischen Erwägungen heraus ist es nur recht und billig, wenn der Einheimische seiner Leistung entsprechend ausreichend entlohnt wird und es ist gewiß vorauszusehen, daß in absehbarer Zeit erneut Erhöhungen des Entgelts notwendig sein werden. Die Gerechtigkeit darf jedoch nicht nur auf einen Teil beschränkt bleiben, vielmehr sollte der Arbeitgeber eine faire, ehrliche Handlungsweise von seinem Vertragspartner, dem Arbeiter, erwarten dürfen.

Lw
sP
Kp

Ernteergebnisse bei Kokospalmen

Von Arthur U r r a s (07/09)

Aus Berichten eines jetzt über 7 Jahre in Tanganjika bei Bagamoyo nördlich von Daréssalam tätigen Landmannes ergibt sich, daß nun endlich die 20—30 Jahre alten Kokospalmen, die ich zum größten Teile dort in den Jahren von 1926 bis 1935 anpflanzte, ein schöner finanzieller Erfolg geworden sind.

Vor dem letzten Kriege hatten Heuschrecken dreimal lange währenden Schaden verursacht; und von 1939 bis 1950 wurde unter den verschiedensten Bewirtschaftern wegen mangelnden Regens, auch durch falsche und ungenügende Pflege und unfachmännische Schädlingsbekämpfung viel Schaden verursacht, der sich durch Ernteaussfälle und Absterben



Zwergkokospalmen bei Bagamoyo, Tanganyika

Aus menschlichen und gesellschaftspolitischen Erwägungen heraus ist es nur recht und billig, wenn der Einheimische seiner Leistung entsprechend ausreichend entlohnt wird und es ist gewiß vorauszusehen, daß in absehbarer Zeit erneut Erhöhungen des Entgelts notwendig sein werden. Die Gerechtigkeit darf jedoch nicht nur auf einen Teil beschränkt bleiben, vielmehr sollte der Arbeitgeber eine faire, ehrliche Handlungsweise von seinem Vertragspartner, dem Arbeiter, erwarten dürfen.

Lw
sP
Kp

Ernteergebnisse bei Kokospalmen

Von Arthur U r r a s (07/09)

Aus Berichten eines jetzt über 7 Jahre in Tanganjika bei Bagamoyo nördlich von Daréssalam tätigen Landmannes ergibt sich, daß nun endlich die 20—30 Jahre alten Kokospalmen, die ich zum größten Teile dort in den Jahren von 1926 bis 1935 anpflanzte, ein schöner finanzieller Erfolg geworden sind.

Vor dem letzten Kriege hatten Heuschrecken dreimal lange währenden Schaden verursacht; und von 1939 bis 1950 wurde unter den verschiedensten Bewirtschaftern wegen mangelnden Regens, auch durch falsche und ungenügende Pflege und unfachmännische Schädlingsbekämpfung viel Schaden verursacht, der sich durch Ernteaussfälle und Absterben



Zwergkokospalmen bei Bagamoyo, Tanganyika

von Palmen bemerkbar machte. Jetzt stehen dort ca. 40 000 tragende Palmen und 25 000 Jungpalmen auf etwa 630 ha in 4 zusammen bewirtschafteten Pflanzungen.

Den besten Erfolg bringt eine dauernde gute Bodenbearbeitung mit Traktoren und Scheibeneggen, wobei der Boden gründlich aufgeschlossen und zweimal im Jahre das dichte Unkraut tief eingelegt und hoch genug mit Erde bedeckt wird. Das ist dort nun seit drei Jahren die bewährte Methode. Der Erfolg beruht vor allem auf der Feuchtigkeit aus Regen, die nun auch durch den sich neu bildenden Humus länger anhält und auf ausreichender Nahrung durch die vorhandenen Bodennährstoffe. Düngungsversuche haben dort bis jetzt keine Ergebnisse gezeigt. Die Schädlinge können nun mit besseren Mitteln als vor 20 Jahren bekämpft werden.

Die Ernten schwanken sehr, je nach den Regenfällen. Dabei wirkt sich eine hohe Niederschlagsmenge erst nach einem Jahre im Ertrag aus.

Die Ernteergebnisse bei 40 000 tragenden Palmen, von denen die meisten noch in der Zunahme begriffen sind und 25 000 Jungpalmen, die erst anfangen zu tragen, waren wie folgt:

- 1957 wurden 1 500 000 Nüsse geerntet, Erlös 225 000 sh,
- 1958 wurden 1 200 000 Nüsse geerntet, Erlös 225 000 sh,
- 1959 wurden 2 000 000 Nüsse geerntet, Erlös 300 000 sh.

Im Jahre 1958 gab es wegen besserer Preise dieselbe Rohaufnahme wie 1957 trotz geringerer Ernte. Auch die Ausgaben waren in den beiden Jahren gleich, nämlich ca. 175 000 sh. Der Rohüberschuß betrug also 1957 und 1958 jeweils 50 000 sh. Im Jahr 1959 stiegen die Ausgaben auf rund 200 000 sh, der Rohüberschuß betrug ca. 100 000 sh.

In den drei Jahren schwankte der Koprpreis zwischen 50 und 80 Pfund Sterling je Tonne. Die Ausgaben verteilten sich in der Hauptsache wie folgt: Löhne 75 000 bis 90 000 sh, Verpflegung für die Arbeiter 35 000 sh, Pflanzungsleitergehalt 20 000 sh, laufende Ausgaben für 4 Schlepper 15 000 sh, sonstige Ausgaben wie für Geräte, Medikamente, Arztkosten, Reisekosten, Pflanzenschutz, Gebäudeunterhaltung und Ersatzteile 30 000 bis 40 000 sh.

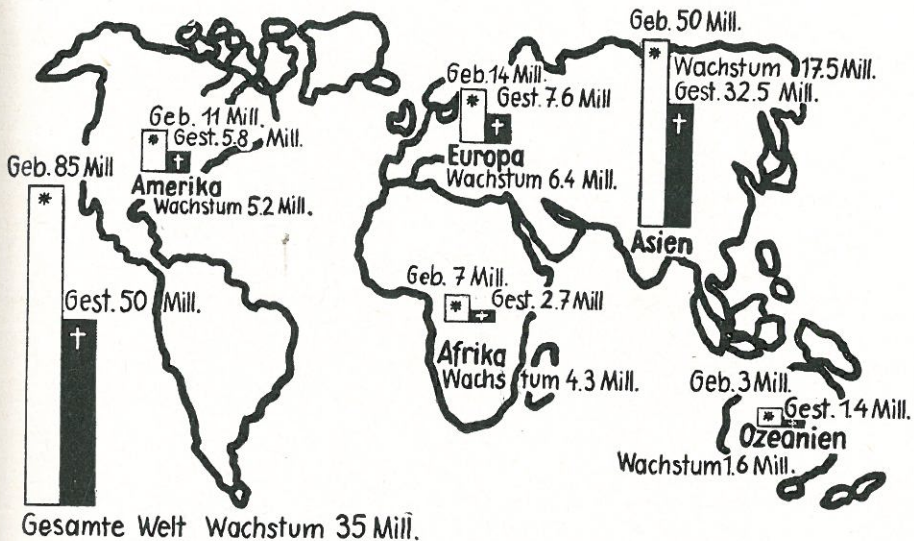
Lw
de
5

Verfahren zur Gewinnung von Neuland

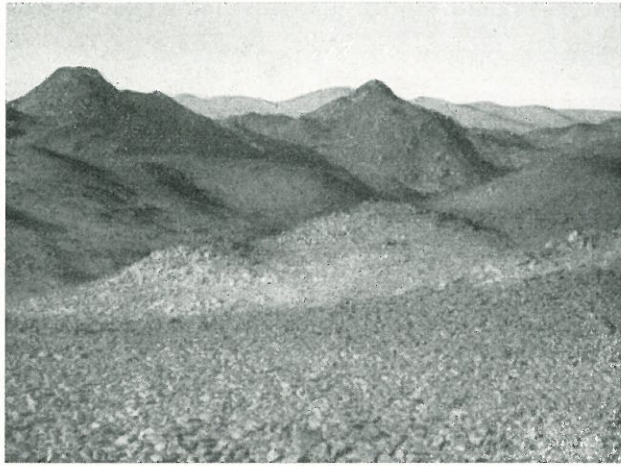
Von Heinz Baumann, Frankenthal/Pfalz

In unregelmäßigen Zeitabständen liest man in Fachblättern und in der Tagespresse, die Kurve der Bevölkerungszunahme steige schnell an, es müßten jetzt Vorbereitungen getroffen werden, um die Ernährung der Nochnichtgeborenen sicherzustellen. Ich sage mit bestimmter Zielrichtung „Nochnichtgeborenen“, weil der Leser der wissenschaftlichen Berichte und Kommentare der Tagespresse, satt und sich selbst einullend, zur Tagesordnung übergeht, überzeugt — im wahrsten Sinne des Wortes — von dem Gefühl so schwerwiegende Probleme könnten doch wohl nicht das Einzelindividuum berühren; wahrscheinlich seien sie die Ausgeburt der Statistiker, und sollte ein Körnchen Wahrheit dabei sein, würde doch wohl frühestens die nächste oder übernächste Generation akut betroffen.

Die meisten dieser Leser übersehen dabei, daß der Prozentsatz der hungernden Menschen, die wie wir dieselbe Erde bewohnen, in den letzten 20 Jahren von 38 % auf über 60 % gestiegen ist. Die Organisation für Ernährungsfragen der UNO meldete, die Produktion der Nahrungsmittel sei in den letzten Jahren wiederum gestiegen: darum nähern wir uns aber dennoch nicht dem „Sättigungsgrad“. Die fortschreitende

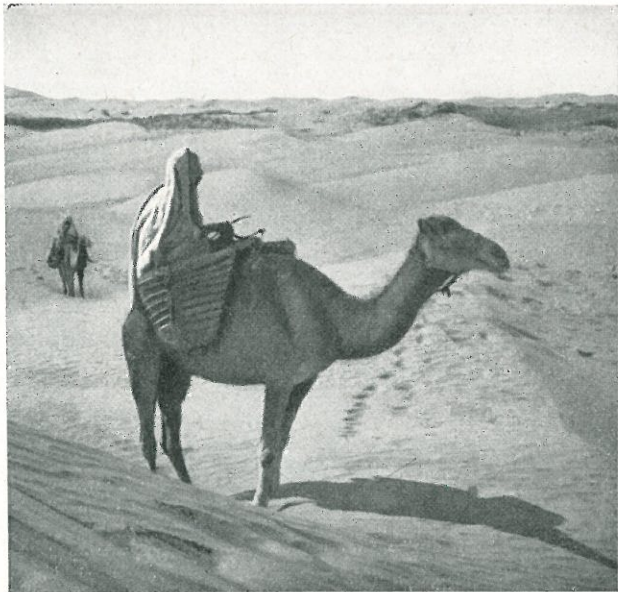


Geburten, Todesfälle, Wachstum in den Kontinenten



Felswüste in Nordafrika

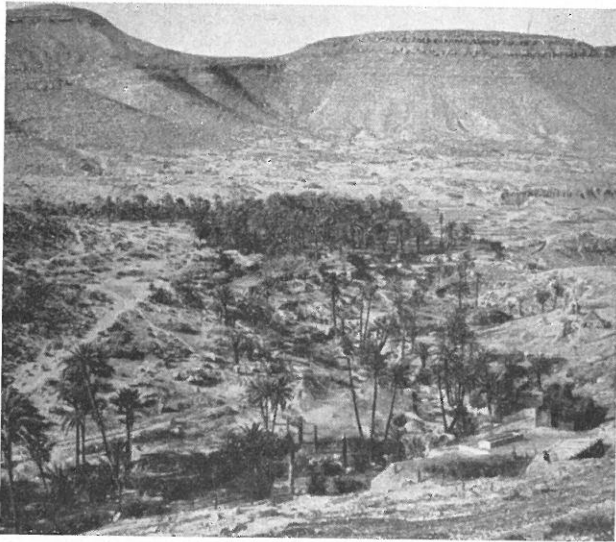
Technik, die auch die Landwirtschaft miterfaßt, führt ohne Zweifel zu Ertragssteigerungen, die dennoch nicht annähernd mit dem steigenden Bedarf der sich sprunghaft vermehrenden Menschheit Schritt halten können; in Asien steht der Bevölkerung 15—20 % weniger Nahrung zur Verfügung als vor dem letzten Kriege; die Reisproduktion ist in



Sanddünen

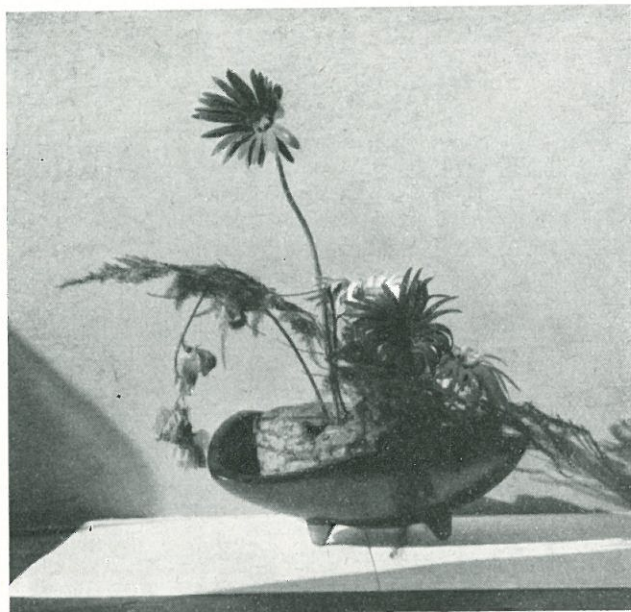
diesem Gebiet im selben Zeitraum um 13 % zurückgegangen. Es hungern zwei Drittel aller lebenden Menschen, Tausende verhungern täglich! Dieses Grauen ist so phänomenal und verwirrt deshalb schimärisch das Vorstellungsvermögen; nur diese Tatsache entschuldigt das sorglose Verhalten der Nichtbetroffenen.

Solange aber der Hunger die Menschheit geißelt — völlig unabhängig von ihrer Zahl — ist keine Ruhe im politischen Sinne denkbar, der langdauernde, fortwährende Reiz des Hungers führt zu unkontrollierbaren Handlungen.



Oase in der Felswüste der tropischen Sahara

Neben den Bemühungen mehr landwirtschaftliche Güter zu produzieren, geht die menschliche Unzulänglichkeit und die Unvernunft einher, mit der die gleiche hungernde Menschheit — welche Absurdität! — dem Boden, der sie ernähren soll, Schaden zum Teil sogar irreparabler Art zugefügt. Die Vegetationskarten weisen klar die Verödung des Bodens durch Verschlechterung des Wasserhaushaltes in den letzten tausend Jahren nach. Wieviel Wasser die Natur benötigt, sagt sie uns selbst. Eine Pflanze braucht 500—1200 Liter Wasser zur Bildung von 1 kg Trockensubstanz. Im vergangenen Jahr konnten wir in verschiedenen Teilen Europas vorahnen, was der Industrie, der Landwirtschaft und jedem Einzelnen bevorsteht, falls mehrere Dürrejahre aufeinanderfolgen.



In Schaumstoff gesteckte Schnittblumen

In Urwaldgebieten führt man dem Boden Nährstoffe durch Verbrennung der Bäume zu, jedoch ist dieser Vorrat nach zwei Ernten wieder erschöpft, das Land ist tot, neue Rodungen erfolgen, der Teufelskreis wird weiter gezogen.

Auch in Wüstengebieten schreitet der Verfall stetig fort. Die umherziehenden Stämme verschonen auf der Suche nach Brennmaterial weder Strauch noch Baum. Tierherden vernichten das kärglich sprossende Grün. So fressen die Ziegen nicht nur die Pflanzen, sondern ruhen nicht, bis sie auch von den Wurzeln gekostet haben. Das Kamel mit seiner besonderen Vorliebe für Baumpflänzchen verzehrt die nach einem Regenfall sprießenden Tamarisken schonungslos und wirksam.

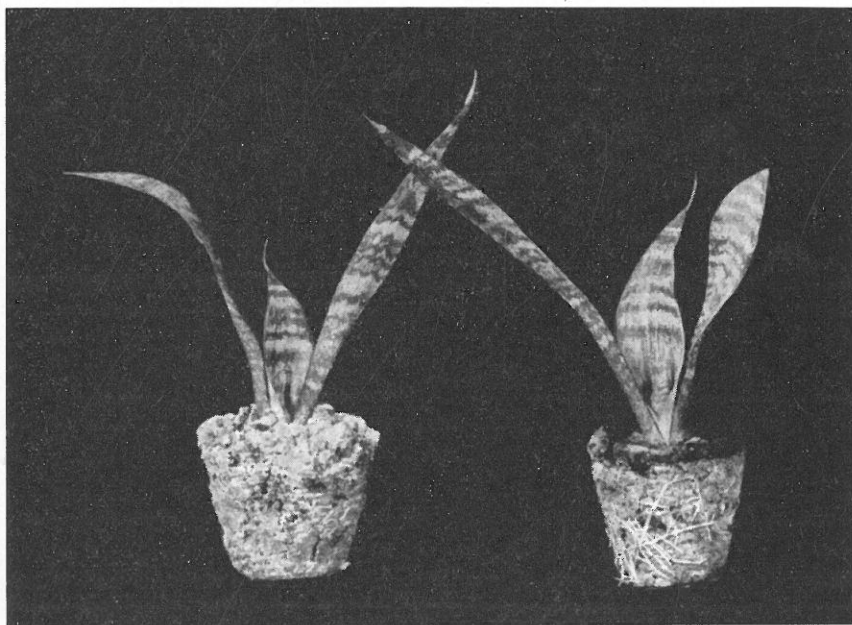
Das Thema dieser Abhandlung zwingt zu einer längeren Einleitung, in der nur Probleme über Probleme aufgezeigt sind, ohne einen verbindlichen Hinweis zu deren Lösung zu geben. Die Verantwortung jedoch ist klar umrissen. Sammlungen — sie sind weniger als ein Tropfen auf einem heißen Stein — sind Selbsttäuschung und Selbstbetrug.¹⁾ Alle, welche sich auf Grund ihrer wissenschaftlichen Er-

¹⁾ Man möge diese schroffe Formulierung um der Sache willen entschuldigen. Die Bemühungen als solche werden anerkannt.

kenntnis verantwortlich fühlen, haben diejenigen, die letztlich die Verantwortung zu tragen haben aus ihrer Lethargie herauszuheben.

Die Arbeiten mit Schaumkunststoffen wiesen den Weg, unseren Beitrag zur Wiedergewinnung verlorengegangener ehemals fruchtbarer Gebiete zu leisten.

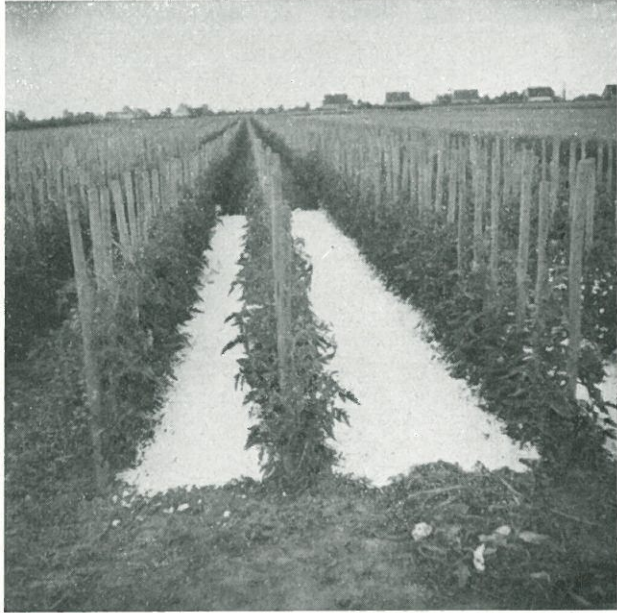
Vor Beginn der verfahrenstechnischen Ausführungen möchte ich bemerken, daß die Physiologie des Stoffwechsels vor diesem Leserkreis als bekannt vorausgesetzt wird.



Sansevieria laurentii in Schaum gewachsen. Man beachte die gute Wurzelbildung.

Ein von uns hergestellter und an jedem beliebigen Ort erzeugbarer Kunstharzschaumstoff aus modifizierten Aminoplasten dient als Steckkissen für Schnittblumen (Bild) und als Trägersubstanz für die erdelose Pflanzkultur anstelle der bislang verwendeten anorganischen oder organischen Substrate. (Bild). Es gelingt ebenfalls Pflanzen gänzlich ohne Erde in Schaum zu ziehen, wenn man mit Nährlösung gießt. Weiter ist die Bedeckung des Bodens mit Schaum zur Erhaltung der Bodengare (Bild) möglich. Der Schaum wird nach dem Verfahren von *Wilhelm Bauer* aus einer Schaumflüssigkeit und einer Harzlösung, die in zwei getrennten Behältern enthalten sind mit Druckluft erzeugt und verläßt das eigentliche Spritzgerät als sahneartige

Masse, die nach 30 bis 60 Sekunden je nach Temperatur erhärtet und im Aufbau etwa mit Schnee vergleichbar ist. Der Schaumstoff läßt sich mit Gewichten zwischen 4 und 15 kg/m³ Festanteilen herstellen, woraus schon Rückschlüsse auf seine übergroße Oberfläche gezogen werden können.



Boden mit Schaum bedeckt

Nährstoffe und auch Spurenelemente lassen sich bereits den Flüssigkeiten zusetzen. Sie werden mitaufgeschäumt und liegen in feinsten Verteilung im Schaum vor. Sie sind schwer auszuwaschen, so daß eine Chemosorption wahrscheinlich ist.

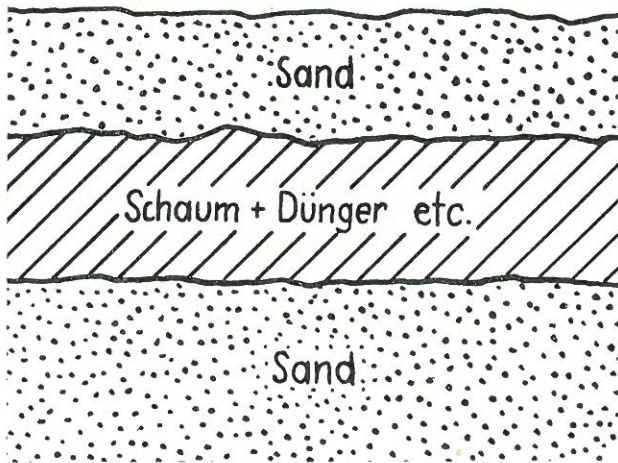
Bewässert man Sandböden, versickert das Wasser in tiefere Schichten. Das hohe Adsorptionsvermögen des Schaumes bindet Wasser in den Kapillaren und hält es für die Pflanzenwurzeln bereit. Der Einsatz dieses Plastikschaumes als Wasser-Nährsalz-Depot für Pflanzen in unfruchtbaren Gebieten, die bewässert werden können, bot sich geradezu an.

Wird der Schaumstoff in einer Stärke von wenigen Zentimetern, etwa 30 bis 50 cm, unter die Erdoberfläche eingebracht, kann das Wasser nicht mehr in tiefere Schichten absinken. Vermag ein Samenkorn aufzuquellen und Wurzeln zu schlagen, so muß die Pflanze

wachsen, weil ihr Feuchtigkeit und Nahrung gleichzeitig angeboten werden.

Die Zellstruktur des Schaumes isoliert die Masse selbst vor äußerer Wärmeeinwirkung und verhindert bzw. verzögert zwangsläufig die Verdunstung des ihm enthaltenen Wassers. Kann eine Pflanze wachsen, schützt sie später mit ihren Blättern den Boden über dem Schaum vor direkter Sonnenbestrahlung und schützt die sich bildenden oder zugesetzten Bodenbakterien.

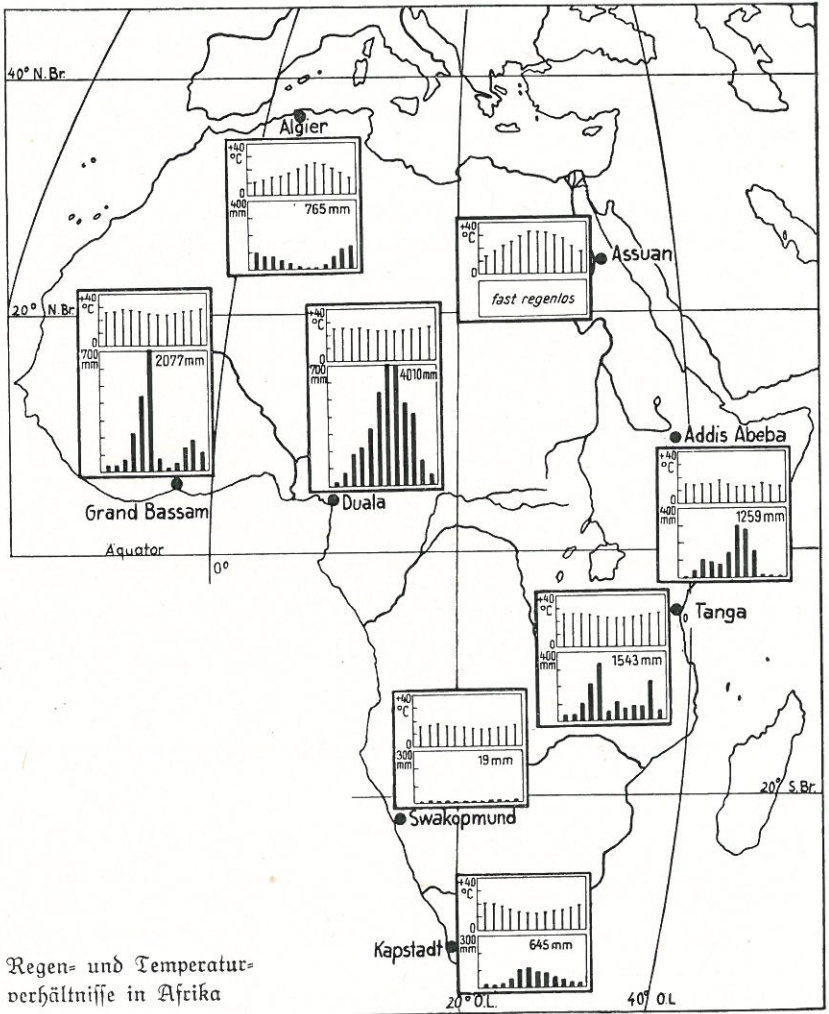
Eine Substanz mit Wasserspeichervermögen ermöglicht die rationelle Verwertung des spärlich vorhandenen Wassers. Die bisherige Technik des Überflutens wird durch die Bewässerung größerer Gebiete mit der gleichen Menge Wasser abgelöst.



Schaum unter der Erdoberfläche

Welchen Vorteil bietet der Schaum noch? Alle Stoffe, die man bisher als Wasserspeicher einzusetzen versuchte, müssen in entlegene Gebiete transportiert werden. Beim Transport aber bleibt ein Kubikmeter Erde gleich und stellt an das Transportproblem unlösbare Aufgaben. Der Kunstschäum dagegen wird — wie wir schon sahen — erst am Einsatzort erzeugt und nimmt das 25 fache Volumen der Flüssigkeiten ein.

Der Schaum kann auf verschiedene Arten in die Erde eingebracht werden. Eine Möglichkeit sei herausgegriffen. Eine Furche wird mit Schaum einer bestimmten Stärke gefüllt und der Schaum anschließend mit der aufgeworfenen Schicht abgedeckt. So läßt sich Furche neben Furche legen.



Regen- und Temperaturverhältnisse in Afrika

Der gesamte Vorgang startet von Wasserstellen aus. Während wir in unseren Breiten ein Jahr mit einer Vegetationsperiode gleichsetzen, sind in den südlichen Gebieten bis zu vier Ernten möglich. Schnell wachsende Gräser lassen sich viermal im Jahr unterpflügen. Der Schaum ist so tief eingebracht, daß er beim Pflügen nicht zerstört wird. Es lassen sich auch zwei oder mehr Schichten einbringen, z. B. eine tiefere ständige Depotschicht und eine höhere, in die die Pflanzen ihre Wurzeln treiben und die beim Pflügen mit erfasst wird und als Stickstoffdepot im Boden verbleibt.

Eine Nutzfläche — gleich ob Weide oder Ackerland — kann peripherisch durch Strauch- oder Baumwuchs vor Sandverwehungen geschützt werden. Sperren, ähnlich wie die bei uns bekannten Schneeheden, aus Schaum in Verbindung mit Geweben, Blattwerk oder sonstigen Geflechten sind möglich.

Die Treibhaus- und Freilandversuche werden durch Großversuche unter natürlichen klimatischen Bedingungen wiederholt, um zu ermitteln, ob die Ergebnisse in vollem Umfang reproduzierbar oder Schwankungen unterworfen sind. Erst dann sind günstige Aussagen über die Rentabilität zu erwarten. Um das Verhalten der Nährsalze und Spurenelemente in dem Schaumdepot und ihre Abgabe an die Pflanzen überprüfen zu können, werden zur Zeit Markierungsversuche mit radioaktivem Kohlenstoff durchgeführt.

Die Bedeutung des Pflanzenschutzes in der tropischen und subtropischen Landwirtschaft

Lw
P
Kv

Von Wolfgang Delfs = Fritz (27/30)

In seiner Schrift „Welternährungswirtschaft“ untersucht Baade (5) die Möglichkeiten für die Ernährung der wachsenden Erdbevölkerung und kommt dabei zum Ergebnis, daß nicht nur für fünf, sondern nötigenfalls auch für zehn Milliarden Menschen Nahrung geschaffen werden kann. Er weist dabei auf die Bedeutung der tropischen und subtropischen Gebiete hin, deren für diese Aufgabe entscheidenden Bodenreserven wahrscheinlich noch nicht einmal zur Hälfte ausgeschöpft zu werden brauchen, um Brot für fünf Milliarden Menschen zu erzeugen.

„In Afrika und Südamerika sind die Möglichkeiten zur Steigerung der Nahrungsproduktion so groß und vielgestaltig, daß man in Verlegenheit gerät, welchem der Steigerungsfaktoren: Erweiterung der Anbaufläche, Erschließung von Bewässerungsmöglichkeiten, verbesserter Bodenbearbeitung, Schädlingsbekämpfung oder Pflanzenernährung man dabei die Hauptrolle zuweisen soll.“ (a. a. O., p. 129)

Das Einreihen der Schädlingsbekämpfung in die grundlegenden Faktoren für eine Steigerung der Nahrungsmittelerzeugung findet seine Begründung in der Feststellung Baades, daß allein für eine halbe Milliarde Menschen Nahrungsraum dadurch gewonnen werden könnte, wenn die Verluste an den Kulturpflanzen und deren Erzeugnisse durch

Eine Nutzfläche — gleich ob Weide oder Ackerland — kann peripherisch durch Strauch- oder Baumwuchs vor Sandverwehungen geschützt werden. Sperren, ähnlich wie die bei uns bekannten Schneeheden, aus Schaum in Verbindung mit Geweben, Blattwerk oder sonstigen Geflechten sind möglich.

Die Treibhaus- und Freilandversuche werden durch Großversuche unter natürlichen klimatischen Bedingungen wiederholt, um zu ermitteln, ob die Ergebnisse in vollem Umfang reproduzierbar oder Schwankungen unterworfen sind. Erst dann sind günstige Aussagen über die Rentabilität zu erwarten. Um das Verhalten der Nährsalze und Spurenelemente in dem Schaumdepot und ihre Abgabe an die Pflanzen überprüfen zu können, werden zur Zeit Markierungsversuche mit radioaktivem Kohlenstoff durchgeführt.

Die Bedeutung des Pflanzenschutzes in der tropischen und subtropischen Landwirtschaft

Lw
P
Kv

Von Wolfgang Delfs = Fritz (27/30)

In seiner Schrift „Welternährungswirtschaft“ untersucht Baade (5) die Möglichkeiten für die Ernährung der wachsenden Erdbevölkerung und kommt dabei zum Ergebnis, daß nicht nur für fünf, sondern nötigenfalls auch für zehn Milliarden Menschen Nahrung geschaffen werden kann. Er weist dabei auf die Bedeutung der tropischen und subtropischen Gebiete hin, deren für diese Aufgabe entscheidenden Bodenreserven wahrscheinlich noch nicht einmal zur Hälfte ausgeschöpft zu werden brauchen, um Brot für fünf Milliarden Menschen zu erzeugen.

„In Afrika und Südamerika sind die Möglichkeiten zur Steigerung der Nahrungsproduktion so groß und vielgestaltig, daß man in Verlegenheit gerät, welchem der Steigerungsfaktoren: Erweiterung der Anbaufläche, Erschließung von Bewässerungsmöglichkeiten, verbesserter Bodenbearbeitung, Schädlingsbekämpfung oder Pflanzenernährung man dabei die Hauptrolle zuweisen soll.“ (a. a. O., p. 129)

Das Einreihen der Schädlingsbekämpfung in die grundlegenden Faktoren für eine Steigerung der Nahrungsmittelerzeugung findet seine Begründung in der Feststellung Baades, daß allein für eine halbe Milliarde Menschen Nahrungsraum dadurch gewonnen werden könnte, wenn die Verluste an den Kulturpflanzen und deren Erzeugnisse durch

Schädlinge und Krankheiten ausgeschaltet werden, wofür die zur Verfügung stehenden Bekämpfungsmittel, wie sie in den entwickelten Ländern seit langem angewandt werden, bereits heute die Möglichkeit geben. Die große Bedeutung der Schädlingsbekämpfung gerade für die Tropen und Subtropen ergibt sich aus einer Übersicht, die Padwick (33) für die britischen Kolonien zusammenstellte (siehe Tabelle).

Die Angaben der Tabelle beziehen sich nur auf Schäden durch Pflanzenkrankheiten. Wenn sie durch die Verluste ergänzt werden, die darüber hinaus Schädlinge und Unkräuter verursachen, dürften Gesamtverluste von 20 % eher zu gering, als zu hoch geschätzt sein. (33)

Die Zusammenstellung zeigt auch die oft übersehene Tatsache auf, daß nicht nur für den Export bestimmte Monokulturen, sondern auch ausgesprochene Nahrungskulturen den Verlusten ausgesetzt sind.

Tabelle:

Durch Pflanzenkrankheiten verursachte Verluste an den Hauptkulturen in den britischen Kolonien ausgedrückt als verlorene Flächen und als prozentualer Verlust in der Erzeugung.

Kultur	Anbau Fläche ha	Verlorene Fläche ha	Verluste der Erzeugung %
Sorghum	5.250.000	489.180	9,3
Mais	2.608.674	355.709	13,6
Millet	1.808.000	89.910	5,0
Reis	1.034.450	69.060	6,7
Weizen	273.100	70.485	25,8
Gerste	67.000	7.670	11,4
Hafer	13.000	1.040	8,0
Süßkartoffeln und Yamö	1.761.650	84.088	4,8
Kassave	1.732.000	287.490	16,6
Zuckerrrohr	268.000	21.030	7,8
Kartoffeln	18.600	4.158	22,4
Trockenbohnen	250.100	13.680	5,5
Erdnüsse	1.517.000	125.740	8,3
Kokosnüsse	369.900	19.030	5,1
Sesam	217.000	4.880	2,2
Delpalmen	58.200	1.254	2,2
Sonnenblumen	23.000	740	3,2
Leinsaaf	3.000	160	5,3

Bananen	644.600	32.354	5,0
Orangen und Tangerinen	23.500	970	4,1
Ananas	11.500	1.290	11,2
Grapefrüchte	1.900	59	3,1
Zitronen und Lime	1.500	129	8,6
Kakao	1.381.000	405.330	29,4
Kaffee	168.700	12.147	7,2
Tabak	151.000	35.260	23,4
Tee	30.800	340	1,1
Gew.=Nelken	21.200	2.200	10,4
Vanille	1.000	150	15,0
Baumwolle	1.430.000	396.840	27,8
Rubber	1.491.700	187.325	12,6
Sisal	337.000	2.310	0,7
Abaca=Hanf	3.000	450	15,0

Die an sich schon äußerst schwierige genaue zahlenmäßige Erfassung der Pflanzenschäden ist für tropische und subtropische Gebiete infolge dort mangelnder statistischer Dienste sowie der nur geringen Zahl von Pflanzenschutz-Fachleuten sehr erschwert. Das gilt weniger für die auf Großpflanzungen angebauten Exportkulturen, wo eher Möglichkeiten für entsprechende Beobachtungen bestehen, schon weil etwaige Verluste sich unmittelbar auf die Exportmengen und damit auf den wirtschaftlichen Gewinn auswirken. Die Verluste an Nahrungskulturen kleiner bäuerlicher Betriebe entziehen sich dagegen einer genaueren Erfassung in viel stärkerem Maße. Es darf daher als sicher angenommen werden, daß die Verlustziffern für diese in Wirklichkeit beträchtlich höher liegen. Demnach ist also auch die Bedeutung der Schädlingbekämpfung für die anzustrebende Steigerung der Erzeugung von Nahrungsmitteln in den Entwicklungsländern der Tropen und Subtropen noch höher zu bewerten, als es sich aus den Zahlen der Übersicht Padwick's ergibt. Sie steigt sogar noch weiter — wenn auch zahlenmäßig nicht zu erfassen — dadurch, daß Pflanzenschutzmaßnahmen zwar auch als solche zur Ertragssteigerung beitragen, alle anderen Kulturmaßnahmen aber erst durch sie zu voller Wirkung gebracht werden, denn Düngung, Bewässerung, gute Bodenbearbeitung, Verwendung von Hochzuchtsaatgut usw. bleiben ohne Erfolg, wenn Schädlinge und Krankheiten die Pflanzen vernichten oder auch nur schädigen. Die Bedeutung der Schädlingbekämpfung wird durch die Mitteilung Dobrowsky's (14) von der FAO ergänzt, daß man, ohne auch nur ein Kilogramm Getreide mehr zu

erzeugen, Nahrung für über 250 Millionen Menschen gewinnen würde durch Verhinderung der Verluste bei der Lagerung.

Für einige Kulturen mögen folgende Hinweise einen Überblick über Menge oder Wert der Verluste durch Krankheiten und Schädlinge geben:

In Ghana werden allein Kakaowanzen (*Capsidae*) für einen jährlichen Verlust von 60 = 80 000 to verantwortlich gemacht. 1951 schätzte man den Verlust an Kakao durch die Swollen-Shot-Krankheit auf ebenfalls 80 000 to. (33)

In Brasilien waren von 2 Milliarden Kaffeebäumen etwa 600 Millionen vom Kaffeekirschenkäfer (*Stephanoderes hampei*) befallen, dessen Gesamtschaden 1947 auf 1,2 Milliarden Dollar geschätzt wurde. (22)

Auf Ceylon führte der Kaffeeroß (*Hemileia vastatrix*) zur völligen Aufgabe der Kultur, an deren Stelle der Tee-Anbau trat.

In Ägypten verursachte der Baumwollkapselwurm (*Gelechia gossypiella*) einen jährlichen Schaden von 8,8 Millionen Pfund Sterling. (22)

Von 1936 bis 1948 gingen auf Zanzibar 50 % der Gewürznelkenbäume an der „Sudden Wilting“ genannten Krankheit ein, und von 1946 bis 1952 betrug der Verluste durch diese Krankheit 2,8 Millionen lb, d. h. 11 % der Erträge. (33)

Während in Jamaica die Zahl der von der Panama-Krankheit befallenen Bananenstauden von 1928 bis 1939 von 54 000 auf 907 000 stieg, fielen die Exporte von 1930 bis 1940 von 24,6 auf 6,8 Millionen Bündel. (33)

Die Gesamtverluste der Landwirtschaft Perus wurden 1912 auf 2,7 Millionen Pfund Sterling, die Britisch-Indiens 1930 auf 2,43 Mrd. Mark geschätzt. (22)

In Chile zeigten die Erträge der für Speisewecke auf 130 000 ha angebauten Hülsenfrüchte — davon 70 % Bohnen — eine fallende Tendenz, was auf Insektenbefall und dessen mangelnde Bekämpfung zurückgeführt wird. (19)

Die Maisernte in Westafrika betrug 1951 infolge Befalls durch Rost (*Puccinia polysora*) nur 40 % einer Normalernte. (33)

In der Türkei erreichen die Ertragsverluste an Weizen durch die Getreidewanze (*Eurygaster integriceps*) 50 %. (21)

In Pakistan verursacht der Reisstengelbohrer (*Schoenobius incertellus*) Schäden an den Erträgen bis zu 75 %. (6)

Für Indien sind etwa 250 tierische Schädlinge und 150 Krankheiten als wirtschaftlich bedeutend für die dort angebaute Kulturen anzusehen. (29)

Die Bedeutung der Blattschneide-Meise (*Atta* spp) ergibt sich unter anderem daraus, daß in einem „Praktischen Ratgeber“ für Landwirtschaft in Brasilien dieser Großschädling und seine Bekämpfung auf 23 Seiten behandelt wird, während die Kulturanweisungen für Mais 29, Kaffee 13 und Baumwolle 14 Seiten umfassen. (11)

Die unmittelbare Bedeutung dieser Zahlen für die Praxis belegt die Ansicht eines Praktikers: Gunther Lademann sagte einmal in einer Unterhaltung über seine Erfahrungen im Aufbau einer Kaffee-Pflanzung in Liberia:

„Uns fressen die Schädlinge auf, wenn wir nichts dagegen tun,“ und in einem seiner Briefe an mich schreibt er dazu im vorigen Jahr: „Jedenfalls steht fest, daß Schädlingsbekämpfung und Düngung im Kaffee das Problem Nr. 1 sind. Nur wenn wir da die richtigen Methoden und Anwendungen herausfinden, werden wir zu einem Erfolg kommen.“

Diese Hinweise, die sich vielfach erweitern ließen, mögen hier genügen, um die Bedeutung des Schutzes der Kulturpflanzen und ihrer Erzeugnisse auf dem Felde, beim Transport und bei ihrer Lagerung zur Vorratshaltung aufzuzeigen.

Dabei sei hier auf die ebenfalls zum Pflanzenschutz gehörende Unkrautbekämpfung hingewiesen, die in tropischen und subtropischen Gebieten vielfach wesentliche Voraussetzung für den wirtschaftlichen Anbau einer Kultur darstellt, besonders für Flächen, die neu unter Kultur genommen werden. Wenn man im gemäßigten Klima mit Ertragssteigerungen von 25 % als Folge einer Bekämpfung der Unkräuter rechnen kann, ergeben sich in den warmen Ländern häufig Mehrerträge von 100 % und mehr. (4)

Die sich aus alledem ergebenden Folgerungen für eine ausreichende Bekämpfung der Schädlinge, Krankheiten und Unkräuter gelten in besonderem Maße für den Anbau von Nahrungs- und Futterpflanzen in Kleinbetrieben, wo Pflanzenschutzmaßnahmen, wenn sie überhaupt angewandt werden, noch keineswegs den ihrer Bedeutung entsprechenden Platz gefunden haben. Hier sind die Pflanzen sich meist selbst überlassen; auf kleinen Feldern werden ohne Pflege geringwertige Sorten gebaut; der Bauer kennt keine Bekämpfung irgendeiner Art, weil ihm Mittel und Kenntnisse fehlen. So sind natürlich nur geringe Erträge die Folge, die für eine ausreichende Ernährung nicht immer genügen. Es ist sehr schwierig, der Landbevölkerung, die Fehlschläge im Anbau, wie vieles in ihrem Leben, fatalistisch hinnimmt, klarzumachen, daß Bekämpfungsmaßnahmen auch für sie wirtschaftlich vernünftig wären.

Sie sieht vielfach jeden zusätzlichen Aufwand zu den geringen Kosten und den oft großen Mühen des Anbaus als nicht lohnend an.

Ein Hauptgrund ist aber zweifellos darin zu sehen, daß die entsprechenden Kenntnisse über Schädlinge und Krankheiten, die Bedeutung der Verluste und die Möglichkeiten einer Bekämpfung heute noch weitgehend fehlen, was dort nicht zu verwundern ist, wo Analphabetentum noch weit verbreitet ist. Anders ist es bei den Großkulturen, in die beträchtliches Kapital investiert ist, wo daher entsprechend kalkuliert wird. Dort stellte man sehr früh fest, daß sich Ausgaben für eine Bekämpfung durchaus lohnen. Von hier aus breitet sich die Erkenntnis über die Notwendigkeit solcher Maßnahmen leicht aus, z. B. zu den eingeborenen Anbauern von Kaffee in Ost-, und von Kakao und Erdnüssen in Westafrika, womit gute Ansätze für eine weitere Wirkung in die Breite gegeben sind.

Eine wesentliche Voraussetzung hierfür brachte die stürmische Entwicklung von Bekämpfungsmitteln in den Jahren seit 1945, als zunächst DDT und BHC bzw. Lindan als organische synthetische Mittel zu den bis dahin verwendeten anorganischen Mitteln mit ihren Nachteilen traten und sie vielfach verdrängten. Die Entwicklung immer weiterer brauchbarer Wirkstoffe auf der Grundlage anderer chlorierter Kohlenwasserstoffe oder organischer Phosphormittel, ferner die ebenso stürmische Entwicklung organischer Fungizide hat dazu geführt, daß heute die technischen Voraussetzungen für Pflanzenschutzmaßnahmen im Hinblick auf die zur Verfügung stehenden Mittel und ihre Anwendung in ausreichendem Maße gegeben sind.

Wie stark sich durch diese Entwicklung die Bekämpfung vereinfacht hat, zeige als Beispiel die Bekämpfung des Kaffeekirschen-Käfers in Brasilien: Hierzu gibt Decker (11) in weitgehender Anlehnung an Sorauer (37) noch 1954 an, daß man radikal vorgehen müsse: alle bei der Ernte hängengebliebenen Kirschen sollen eingesammelt und zusammen mit den abgefallenen und von der Erde aufgelesenen 30 cm tief vergraben werden; die Hülften sollen verbrannt werden; die Kleider der Erntearbeiter sind zu untersuchen und dabei gefundene Bohnen bei Befall ebenfalls zu vernichten. Das Erntegut und die Säcke müssen desinfiziert werden, was die Regierung mit Hilfe von Schwefelkohlenstoff durchführte. 1957 schreibt demgegenüber Drees (16): „Die Bekämpfung erfolgt mittels Hubschrauber. Pro Baum werden 30 bis 40 g BHC verstäubt.“

Noch 1942 stellen Morstatt und Klaus (31) fest, die primitivste Methode des Absammelns mit der Hand habe in Afrika noch weite

Anwendungsmöglichkeiten; bei einigen Schädlingen sei das Absammeln bequemer als die Zubereitung und das Ausstreuen von Giften; auch bei der Heuschreckenkämpfung seien manche rohen Methoden mit Hilfe der Eingeborenen bequemer und billiger als maschinelles Ausstreuen von Giftködern.

Wir wissen, wie sehr dies heute schon durch den steigenden Mangel allein auch an eingeborenen Arbeitskräften überholt ist.

Der Anstieg des Exports an Pflanzenschutzmitteln aus den USA, dem größten Herstellerland deutet auf deren wachsenden Einsatz auch in den tropischen und subtropischen Gebieten hin:

Die USA führten in 1 000 lb aus: (3)

Nach	1945	1953	1954
Südamerika	20 290	46 325	65 430
Westindien	5 151	7 640	9 730
Asien und Ozeanien	10 726	26 340	33 760
Afrika	6 766	12 260	14 775

In ähnlicher Weise hat sich auch die Ausfuhr aus anderen Ländern, insbesondere auch aus Deutschland, entwickelt, so daß der tatsächliche Verbrauch in den Einfuhrländern, wo inzwischen zum Teil auch eigene Herstellungsindustrien entstanden, höher liegt. Für Belgisch-Kongo stiegen z. B. die Einfuhren an Pflanzenschutzmitteln von 720 000 lb im Jahre 1947 auf 10 222 000 lb im Jahre 1954. (3)

Die Erkenntnis von der Bedeutung des Pflanzenschutzes kam zunächst durch Regierungsmaßnahmen gegen Großschädlinge und auf Großpflanzungen zum Tragen. Als Beispiel sei auf die Bekämpfung der Mittelmeerfruchtfliege (*Ceratitis capitata*) verwiesen, die in Florida den Citrusanbau in seiner für die Volkswirtschaft der USA bedeutenden Stellung bedrohte:

Im April 1956 hatte man ein gefährliches Auftreten der Fliege festgestellt. Unter strengsten Quarantäne-Maßnahmen für das gesamte Befallsgebiet von etwa 300 000 ha wurde eine Großbekämpfungsaktion durchgeführt, wobei in Abständen von 10 Tagen bis zum Oktober 1956 mit Hilfe von 40 Großflugzeugen aus der Luft Malathion-Spritzungen und zusätzlich vom Boden aus Behandlungen durchgeführt wurden, bis an Hand von Sangergebnissen in Köderfallen ein Verschwinden des Schädlings festgestellt wurde. Mitte Januar 1957 war der Befall vollständig beseitigt. Einschließlich der Wiederholungen wurden 2,32 Millionen ha behandelt, wofür die Kosten sich auf über 10 Millionen Dollar beliefen. (10)

Früher (1929/30) war bereits einmal eine sich über ein ganzes Jahr hinziehende Großaktion zur Vernichtung der Mittelmeerfruchtfliege durchgeführt worden, die einen wesentlich höheren Arbeitsaufwand erfordert hatte, weil damals in Ermangelung wirksamerer Methoden zur Bekämpfung alle befallenen Früchte vernichtet werden mußten. (1,15)

Auch zur Bekämpfung der Wanderheuschrecken ergaben sich nach 1945 günstigere Voraussetzungen durch den verhältnismäßig leichten Einsatz von BHC und anderen organischen Insektiziden auf großen Flächen, der sich durch die besseren Ausbringungsmöglichkeiten durch Flugzeuge auch in wenig bevölkerten Gebieten durchführen ließ.

Die nach dem 2. Weltkrieg z. T. als dessen unmittelbare oder mittelbare Folgen allgemein auftretende Mangellage an Ernährungsgütern lenkte die Aufmerksamkeit auf die Frage der Steigerung und Sicherung der landwirtschaftlichen Erzeugung. Zugleich begann um diese Zeit die Beschäftigung mit der Frage nach den Möglichkeiten für die Ernährung der immer stärker ansteigenden Zahl der Erdbevölkerung gerade in den tropischen und subtropischen Ländern in Verbindung mit der Entwicklung zur politischen Unabhängigkeit und führte zu sorgender Unruhe, die sich ebenfalls auf die Frage der landwirtschaftlichen Erzeugungssteigerung konzentrierte.

Das zeitliche Zusammentreffen solcher Betrachtungen mit der schnellen Entwicklung neuer wirksamer Bekämpfungsmittel durch die chemische Forschung und Industrie und die damit gegebenen besseren Möglichkeiten für die Durchführung von Maßnahmen zum Pflanzenschutz mußte daher zu dessen Entwicklung auf einer viel breiteren Grundlage führen.

Dies findet seinen Ausdruck z. B. auch in der Tätigkeit der „Food and Agriculture Organisation der Vereinten Nationen“ (FAO). Diese legt bei der Durchführung ihrer weltweiten Hauptaufgabe — Förderung der landwirtschaftlichen Erzeugung — besonderen Nachdruck auf die Förderung von Pflanzenschutzmaßnahmen und hat wesentlich dazu beigetragen, daß in allen Ländern besondere Anstrengungen in dieser Hinsicht gemacht werden. Einmal gibt die FAO unmittelbar im Rahmen des Technical Assistance Programme der Vereinten Nationen Hilfe an einzelne Länder durch die Entsendung von Experten und berät außerdem bei Maßnahmen, die z. B. im Rahmen der Vorhaben des „Point IV“ Programms oder des Colombo=Plans durchgeführt werden. Zum anderen hat sie führend am Abschluß der Internationalen Pflanzenschutz=Konvention gearbeitet, die 1952 ins Leben trat und inzwischen

von 37 Staaten unterzeichnet wurde. Dadurch soll vor allem zur Verhinderung der Ausbreitung von Pflanzenkrankheiten beigetragen und zur Bildung ausreichender amtlicher Pflanzenschutzdienste in den Unterzeichnerstaaten gesorgt werden. Darüber hinaus wird der wichtige internationale Austausch von Informationen über Fragen, die für den Pflanzenschutz von Bedeutung sind, geregelt. (28)

Ebenso hat die FAO den Abschluß regionaler Vereinbarungen angeregt, von denen erwähnt seien:

European and Mediterranean Plant Protection Organisation (EPPO)
mit 22 Mitgliedern,

Organismo Internacional Regional de Sanidad Agropecuaria (OIRSA)
für den mittelamerikanischen Raum,

Inter American Plant Sanitation Convention für Südamerika,

Plant Protection Agreement for the South East Asia and Pacific
Region und die

Phyto-Sanitary Convention for Africa South of the Sahara.

Außerdem ist die FAO in enger Verbindung zu den verschiedenen internationalen Institutionen zur Bekämpfung der Heuschrecken.

Ein Blick auf einige Länder läßt die Bemühungen und Entwicklungen der jüngsten Zeit erkennen:

In Indien gab die Hungerstnot in Bengalen 1942/43, die die Folge einer durch den Befall mit *Helminthosporium oryzae* hervorgerufenen Mißernte von Reis war, einen unmittelbaren Anstoß zur Gründung eines Direktorats für Pflanzenschutz (29), das neben der — als zunächst einziger Maßnahme (34) — staatlichen Heuschreckenbekämpfung für Anschaffung von Mitteln und Geräten durch den Staat sorgte, da den Landwirten hierfür das Geld fehlte und diese für derartige Arbeiten zudem nicht genügend ausgebildet waren. (7)

In jedem der indischen Einzelstaaten wurde zunächst eine Pflanzenschutzstation eingerichtet und die gesetzlichen Grundlagen geschaffen, die den Farmer zwingen, auf Anweisung bestimmte Maßnahmen durchzuführen oder durchführen zu lassen.

Die Unterstützung durch Zuschüsse, deren Höhe von Jahr zu Jahr herabgesetzt und 1954 ganz abgeschafft wurde, hat sich als Anregung der Farmer durchaus erfolgreich erwiesen. (9) Die einfache, aber wirkungsvolle Beizung des Getreidesaatgutes gegen pilzliche Krankheiten wurde in Indien wie folgt durchgeführt:

		1949/50	50/51	51/52
Reis	auf	159 740	85 470	157 850 acres
Sorghum		1 198 300	455 740	1 088 457 acres.

Bei einer Gesamtanbaufläche von rd. 74.100.000 acres für Reis und 39.500.000 acres für Sorghum (18) sind dies sehr geringe Ansätze (rd. 0,2 % bei Reis und rd. 2,7 % bei Sorghum), so daß allein hier doch starke Erweiterungsmöglichkeiten bestehen.

Zur Zeit ist man mit dem Ausbau des Beratungsdienstes für den Pflanzenschutz beschäftigt, der bis 1961 das ganze Land mit 200 000 Personen — gegenüber 84 000 im Jahre 1957 — umfassen soll. (35) Zum Vergleich diene die Angabe, daß in der Bundesrepublik 485 staatliche Pflanzenschutztechniker vorhanden sind. (30)

Bei einer Landwirtschaftlichen Nutzfläche von 158 341 000 ha (18) ergäbe dies für Indien, daß auf je 791 ha ein Berater käme, während dies für die Bundesrepublik für 29 300 ha der Fall ist. (30)

Außerdem werden an vielen Instituten Arbeiten an der Züchtung krankheitsresistenter Sorten von Zuckerrohr, Kartoffeln, Mais und Weizen vorangetrieben. (25,44)

Nicht zuletzt durch Anwendung von Pflanzenschutzmaßnahmen dürfte sich die landwirtschaftliche Produktion bis 1953/54 im Vergleich 1949/50 insgesamt um 13,5 % erhöht haben, wobei die Erhöhung für Getreide 17,2 %, für Ölfrüchte 9,0 % und für Baumwolle etwa 50,0 % betrug (25). Während 1947 noch rd. 4 Millionen to Getreide importiert werden mußten, war 1957 die Ernährung praktisch aus eigener Produktion möglich (24,35).

In Pakistan sorgt eine staatliche Organisation für die Anwendung von Pflanzenschutzmitteln durch geschultes Personal, da man die Durchführung von Bekämpfungsmaßnahmen den meist des Lesens und Schreibens unkundigen Bauern noch nicht überlassen kann. Bisher konnte wegen der für den Aufbau der Organisation gegebenen Behinderungen erst 5 % der Anbauflächen erfaßt werden. (8)

Bei den Bemühungen zur Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion in China spielen Pflanzenschutzmaßnahmen eine wichtige Rolle. Sie richten sich u. a. gegen Heuschrecken, Reis- und Maisbohrrer, Kohlraupen, Baumwollschädlinge, Blattläuse und Spinnmilben, sowie gegen pilzliche Krankheiten und Nematoden. (36)

Im Getreideanbau wird dabei auf die Saatgutbeizung besonderer Wert gelegt. In der früheren Chahar-Provinz behandelten 1950 z. B. über 60 % der Bauern ihr Saatgut, so daß der durchschnittliche Pilz-

befall sich von 15 auf 1,5 % minderte. 1952 war die mit gebeiztem Saatgut bestellte Fläche $2\frac{1}{2}$ mal so groß wie 1950 (2). Dies hat auch schon zur Erhöhung der Hektar-Erträge geführt (13), z. B. beim Weizen von 8,8 dz (1957) auf 11,0 dz/ha (1958) (44).

Von 1957 auf 58 erhöhten sich die Gesamterträge bei Winterweizen um 52 %, bei Sommergetreide um 69 %, bei Baumwolle um 28 %, bei Reis um 27 % (13,44).

An vielen Stellen wurden von der Regierung Stationen zur Schädlingsbekämpfung zu entsprechender technischer Unterweisung der Bauern errichtet. Von 1949 bis 1952 erhöhte sich die Zahl der Sprüngeräte um das 60-fache (2).

Der Wert, den man Pflanzenschutzmaßnahmen beimisst, läßt sich auch aus der Tatsache folgern, daß die Ausfuhr von Mitteln aus Deutschland in die Volksrepublik China 1958 und 1959 wertmäßig an erster Stelle steht. Diese Ausfuhr betrug

1958	17.0 Millionen DM
1959	27.1 Millionen DM (12).

In Afghanistan führte die Regierung 1959 mit 3 to Beizmitteln Saatgutbehandlungen an Weizen durch, d. h. es wurde das Saatgut für eine Fläche von etwa 15000 ha behandelt (20), das sind allerdings nur etwa 0,7 % der Weizenanbaufläche (18).

In Jordanien regte die vom Staat durchgeführte Heuschreckenbekämpfung zu anderen Pflanzenschutzmaßnahmen an und führte zur Errichtung einer Abteilung für Pflanzenschutz im Landwirtschaftsministerium, die eine große Zahl von Beratern einsetzt, die dem Praktiker die erforderliche Hilfe geben. Der Rundfunk ist mit täglichen Aufklärungs- und Beratungsendungen in die Schulungsarbeit einbezogen. Nachdem zunächst zur Propagierung der Staat auch die Bekämpfungsmittel zur Verfügung stellte, ist dies jetzt im wesentlichen auf private Initiative übergegangen. Daß die Praxis ihrerseits bereit ist, den Bestrebungen der Regierung zu folgen, läßt sich aus der stark ansteigenden Nachfrage nach Saatbeizmitteln folgern. Die Beschaffung erforderlicher Geräte wird durch Genossenschaften geregelt (27).

Auch in der Türkei ist die Schädlingsbekämpfung staatlich geregelt. Nachdem zur Anregung früher Behandlungen kostenlos durchgeführt wurden, beschränkt man sich seit etwa 1955 auf Demonstrationsversuche, die eine gewisse Zeit durchgeführt werden, um die Bauern mit der Durchführung und dem Wert bekannt zu machen. Man überläßt es dann den Bauern, die vorgeschriebenen Maßnahmen von sich aus weiter

zu betreiben (26). Gegen Großschädlinge, wie Heuschrecken und die Getreidewanze führt der Staat weiterhin Maßnahmen durch, so wurden z. B. 1956 über 50 000 ha gegen die Getreidewanze durch Flugzeuge behandelt.

Brasilien verfügt über ein gut organisiertes Netz von Pflanzenschutzämtern, denen jeweils mehrere Inspektionen in den Bezirken unterstellt sind, die mit Lagern für Pflanzenschutzmittel und mit Geräten ausgestattet und für die Durchführung von Bekämpfungsmaßnahmen ausgerüstet sind. In einer Reihe von über das Land verteilten Instituten werden die wissenschaftlichen Grundlagen für die Schädlingsbekämpfung erarbeitet (16). Welche Schwierigkeiten sich für die Pflanzenschutzarbeit auf breiter Grundlage ergeben können, zeigt eine Mitteilung Drejuela's (32), der darauf hinweist, daß noch 1953 in Columbien der Mangel an Fachleuten keine genaue Übersicht über die vorkommenden Krankheiten zuließ. Auch war es zu dieser Zeit noch nicht möglich, einen annähernd ausreichenden amtlichen Pflanzenschutzdienst zu errichten, obwohl die gesetzlichen Grundlagen hierfür vorhanden waren. Im allgemeinen führten damals die Farmer kaum Bekämpfungsmaßnahmen gegen Krankheiten durch, wobei der Kartoffelanbau eine Ausnahme machte, wo es unbedingt erforderlich ist, die Krautfäule zu bekämpfen, weil sonst überhaupt keine Erträge erzielt werden können.

In Ghana wurde seit 1954 die Bekämpfung der Kakaowanze in der Weise finanziert, daß 1954/55 die gesamten Kosten, 1955/56 noch $\frac{2}{3}$ und 1956/57 noch $\frac{1}{3}$ vom Staat getragen wurden, während der verbleibende Rest von den Anbauern übernommen werden mußte, was zu einem deutlichen Rückgang der ausgebrachten Mittelmengen führte, d. h. mit anderen Worten, daß die Bauern die Bekämpfungsnotwendigkeiten noch nicht voll erkannt haben. Seit 1959 läuft eine auf zunächst drei Jahre vorgesehene Spritzaktion, bei der etwa 2,2 Millionen ha mit Gamma-Mitteln behandelt werden sollen. Die hierzu benötigten Mittel werden nicht mehr als Fertigprodukte importiert, sondern aus eingeführten Konzentraten im Lande formuliert.

Im Sudan wird das als Nahrung bedeutungsvolle Sorghum teilweise schon seit längerer Zeit gegen pilzliche Krankheiten gebeizt. Nachdem sich in Versuchen erwiesen hat, daß eine zusätzliche Saatgutbehandlung mit Gamma-BHC Schäden durch Bodeninsekten (Drahtwurm, Engerlinge) ausschaltet, versucht man jetzt dahin zu kommen, daß alles Saatgut durch eine kombinierte Behandlung geschützt wird (39).

Eine solche kombinierte Saatgutbehandlung ist übrigens in vielen Ländern bei Baumwolle zu einer Standardmaßnahme geworden. Man

erreicht damit einen kräftigeren Stand der Jungpflanzen, der einen späteren Befall durch Schädlinge z. T. verhindert (38), so daß möglicherweise die Zahl späterer Behandlungen herabgesetzt werden kann. Was dies bedeutet, kann man daran ermessen, daß in vielen Ländern die Baumwolle bis zu 30 mal, in Salvador gar bis zu 36 mal in einer Vegetationsperiode behandelt wird. (17)

Auf einer Tagung der FAO und der Commission for Technical Cooperation in Africa South of the Sahara in Bukavo (Kongo), wo gemeinsame Fragen des Anbaus von Hülsenfrüchten für die menschliche Ernährung behandelt wurden, waren sich die Delegierten aus fast allen afrikanischen Gebieten darüber einig, daß zunächst und vordringlich die Frage der Schädlingsbekämpfung aufgenommen werden müsse, um über Ertragssteigerungen zu einer besseren Versorgung zu gelangen (45).

Bei der Bedeutung der Schädlingsbekämpfung für die Landwirtschaft der tropischen und subtropischen Gebiete ist es nur natürlich, daß diese auch bei der Hilfe, die die Bundesrepublik für die im Aufbau stehenden Länder gibt, besonders berücksichtigt wird, umsomehr, als Deutschland bewußt die „Hilfe zur Selbsthilfe“ in den Vordergrund stellt, die eigene Mitarbeit der Völker in den Entwicklungsländern verlangt und somit in die Zukunft wirksam bleibt, und die außerdem der gegebenen Hilfe jeden rein karitativen Anschein nimmt. In einem Vortrag, in dem die damit in Verbindung stehenden Gedanken umrissen wurden, stellt Wilbrandt (46) heraus, daß es zunächst darauf ankommt, durch Pflanzenschutzmaßnahmen und Bekämpfung der Tierseuchen die mögliche Produktion an Ernährungsgütern vor Verlusten zu bewahren; erst dann erscheint die Produktionssteigerung durch andere Maßnahmen sinnvoll.

Unter den zahlreichen Einzelprojekten, die im Rahmen der Förderungsmaßnahmen des Bundesernährungsministeriums auf dem Gebiet der technischen Hilfeleistung in 22 Ländern greifen, befinden sich eine ganze Reihe von solchen, die ganz selbstverständlich auch Fragen der Schädlingsbekämpfung in ihre eigentlichen Aufgaben einbeziehen, wie Lehr- und Musterbetriebe, Baumschulen oder die als Berater ausgesandten Landwirtschaftslehrer (Türkei, Tunesien, Chile, Brasilien) (42).

Sicher werden auch am Forstinstitut in Liberia Fragen der Schädlingsbekämpfung bearbeitet werden.

Daneben befassen sich aber viele Maßnahmen ausschließlich mit Pflanzenschutz:

In Jordanien die Beratung in Pflanzenschutzfragen und Heuschreckenbekämpfung (42), im Iran die Errichtung einer Pflanzen-

schutz-Versuchsstation in Karadj (23), in Lybien die dorthin gesandten Pflanzenschutzfachverständigen mit ihrem Feldlabor (43), im Sudan die Errichtung einer Zentralstelle für Pflanzenschutz in Khartum (42) und der Aufbau eines Pflanzenschutzdienstes nach deutschem Muster mit Hilfe von Wissenschaftlern und Pflanzenschutztechnikern aus Deutschland, ferner die Durchführung einer Aktion zur Heuschreckenbekämpfung mit der Sofortlieferung von 300 to Bekämpfungsmitteln (41). Alle diese Maßnahmen der Bundesregierung stehen im Rahmen ähnlicher Förderungen durch andere Staaten. Sie werden zusammen mit den Anstrengungen der Länder in den Tropen und Subtropen selbst und mit Hilfe der FAO und anderer zwischenstaatlicher Institutionen auch die besonders schwierige Arbeit der Schulung der landwirtschaftlichen Praktiker in den Tropen und Subtropen zum Erfolg bringen, so daß auch in diesen Ländern schließlich ein wirklich wirksamer Pflanzenschutz möglich und die drückende Last der Sorge um die Sicherung der Ernährung erleichtert wird.

Literaturübersicht

1. Agric. Research 5 (5) 5—7, 1956
2. Anon., Agriculture in New China (Peking) 1953
3. Arrington, L. G., World survey of Pest Control Products, (Washington) 1956
4. Ashby, D. G., R. K. Pfeiffer, World Crops, 8 (6) 1—3, 1956
5. Baade, F., Welternährungswirtschaft (Hamburg) 1956
6. Bayer-Pfl. Sch.-Kurier 3 (2) 14, 1958
7. Bayer-Pfl. Sch.-Kurier 5 (2) 20—22, 1960
8. Bayer-Pfl. Sch.-Kurier 5 (6) 92—94, 1960
9. Bharat, Agric. Chem. Mai 1955
10. Bodenstein, G. u. W. Madel, Anz. f. Schäd.Kde. 30 (10) 172—174, 1957
11. Decker, S., Praktischer Ratgeber f. d. deutschen Kolonisten i. Brasilien, 3. Aufl. (o. J.) S. Paulo
12. Der praktische Schädlingsbekämpfer Nr. 8, 1960
13. Deutsche Landw. Presse 82 (1) 1959 (nach Peking Rev. Nr. 19/58)
14. Dobrovsky, T. M., FAO-Grain-Storage News-letter, 1 (1) 2, 1959
15. Dorward, K., Agric. Chem. 11 (12) 57, 1956
16. Drees, H., Ges. Pfl. 9 (3) 1957
17. v. Eickstedt, H., Höfchen Briefe 9 (3) 144—64, 1956
18. FAO, Yearbook of Food and Agricultural Statistics XI, Pt. 1, 1958

19. Fauré, G. O., FAO Pl. Prot. Bull. 1 (11) 166—68, 1953
20. Gattani, M. L., FAO Pl. Prot. Bull. 7, 64—68, 1958
21. Heidenreich, E., Z. angew. Entomol. 41, 513—18, 1957
22. Herfs, A., Tier und Pflanze, Höfchen-Briefe, Sonderheft o. J.
23. Inf.Dienst f. Ern. u. Landw. Nr. 10, vom 14. 3. 1960
24. Kamra, S. K., Landw. W'bl. Westfalen-Lippe vom 18. 4. 1957
25. Kamra, S. K., Dtsch. Landw. Presse vom 27. 9. 1958
26. Karel, G., Ges. Pfl. 10 (9) 182—86, 1958
27. Klapperich, J., Ges. Pfl. 12 (6) 133—37, 1960
28. Knoll, J. G., Outl. on Agriculture, 1 (5) 182—87, 1957
29. Lal, K. B., FAO Pl. Prot. Bull. 7 (10) 134—37, 1959
30. Leib, E., Pflanzenarzt 13 (10) 102, 1960
31. Morstatt, H. u. H. Klaus, Krankheiten und tier. Schädlinge d. Nutzpflanzen Afrikas in: Afrika, Bd. VIII, 553—700, 1942
32. Orejuela, G. G., FAO Pl. Prot. Bull. 1 (7) 97—100, 1953
33. Padwick, G. W., Outl. on Agric. 2 (3) 122—26, 1959
34. Rao, V. P., FAO Pl. Prot. Bull. 1 (1) 11—16, 1952
35. v. Siegfried, O., Dtsch. Landw. Presse 80 (9) 85, 1957
36. Sin Rua News Release (Peking) 26. 1. 1956
37. Sorauer, P., Handb. d. Pfl.Krankheiten, V. Bd. 2. Teil, (4. Aufl.) 1932, (5. Auflage) 1954
38. Tarr, S. A. J., Outl. on Agric. 2 (4) 168—77, 1959
39. Tarr, S. A. J., World Crops 11 (12) 442, 1959
40. Tornow, W., Inf.Dienst f. Ern. u. Landw. Nr. 26 v. 29. 6. 1959
41. Tornow, W., Bull. Bund. Reg. Nr. 115 vom 1. 7. 1959, p. 1179
42. Tornow, W., Inf.Dienst f. Ern. u. Landw. Nr. 39 vom 28. 9. 1959
43. Tornow, W., Inf.Dienst f. Ern. u. Landw. Nr. 31 vom 8. 8. 1960
44. Unger, H., Dtsch. Landw. Presse vom 31. 10. 1959
45. Whyte, R. O. u. T'R. Moire, Nature 183 (4659) 439—40, 1959
46. Wilbrandt, H., Vortrag 11. 11. 1959, Ref.: Kurz u. Bündig 12 (18) 287—88, 1959.

Aus der Lehranstalt für tropische und subtrop. Landwirtschaft:

Exkursionsbericht des Lehrganges 1960

der Lehranstalt für tropische und subtropische Landwirtschaft

Zusammengestellt von Martin Skottke

Endlich war es so weit! Am 27. Juni, einem Tag wie jeder andere, warteten wir zusammen mit unseren Dozenten Herrn Dr. Dr. Bieber, Herrn Dr. Piekenbrock und Herrn Ing. Schumacher kurz nach Mitternacht auf dem Nordbahnhof auf den Schnellzug, der uns bis Hannover bringen sollte. In Hannover stieg unser Reiseleiter, Herr Engels, zu. Von hier ging es weiter über Löhne nach Osnabrück. Der Kopenhagen — Hoek van Holland — Expresz erwartete uns bereits. Ziemlich müde von der bisherigen Fahrerei entschlummerten einige Kameraden bereits im Stehen, da die Reiseleitung scheinbar einiges versäumt hatte, denn es waren nicht genügend Sitzplätze für uns vorhanden. Mit dem Überfahren der deutsch=holländischen Grenze erwachte jedoch ein reges Interesse an der Umgebung und mancher versuchte mit der Kamera aus dem fahrenden Zug ein Photo zu erhaschen.

Mittags kamen wir in Hoek van Holland an. Die Paßkontrollen verliefen reibungslos. Einige wechselten in aller Eile ihr Geld in Englische Pfund um. Dann ging es an Bord des holländischen Fährschiffes „Wilhelmina“, die leise in der Dünung schaukelnd, noch am Kai vertäut lag. Da es für viele die erste Seereise war, wußten wir nicht, wie wir so ein Unternehmen überstehen würden. Nachdem das Gepäck verstaut war, traf man sich unter Deck zum Mittagessen. Während wir noch mit dem wahrhaft prächtigen Fischessen beschäftigt waren, hatte von vielen unbemerkt, „Wilhelmina“ bereits abgelegt und streckte ihre Nase in Richtung Kanal.

Nach dem Essen begab man sich an Deck, ließ sich eine steife Brise ins Gesicht wehen, genoß den Ausblick auf das Meer, ließ sich photographieren oder schloß selber einige Photos. Allmählich suchte sich einer nach dem anderen einen Stuhl an Deck, um der Ruhe zu pflegen oder um die ersten Anzeichen des Uebelwerdens zu verbergen. Schnell schluck=

ten einige noch ein oder zwei Tabletten gegen Seekrankheit. Dennoch bewies jeder standhaft seine Männlichkeit, wenn auch langsam die ersten Anzeichen von Blässe über die einzelnen Gesichter huschten. Nur wenigen blieb es erspart, nicht die Fische füttern zu müssen. Langsam leerte sich das Deck, denn die meisten begaben sich in die unteren Regionen, um ein wenig zu schlafen, oder um sich vor dem ziemlich scharfen Wind zu schützen, der mit Stärke 6 bis 7 durch die sommerliche Kleidung pffiff. Am späten Nachmittag, so gegen 17 Uhr, meldeten die ersten „Land in Sicht“. Da sich keiner von uns diesen Anblick entgehen lassen wollte, eilte alles an Deck. Es dauerte nun nicht mehr lange, dann fuhr das Fährschiff in die Bucht von Harwich ein. Wir holten unser Gepäck und konnten kaum erwarten, englischen Boden zu betreten. — Im ersten Augenblick erwies sich England gar nicht als außergewöhnlich; das Hafengelände ähnelte im Grunde jedem anderen Hafen, und den ersten Bobby bestaunten wir zwar wegen seines hohen Wuchses, wegen seines tief in das Gesicht gedrückten Helmes; aber zu oft hatten wir schon ein Photo oder eine Beschreibung dieser Polizisten gesehen und gelesen, und so fanden wir fast alles selbstverständlich. Erst die englischen Schilder und die englischen Laute der Zollbeamten erinnerten uns daran, daß wir endgültig in Great Britain waren. Die Zöllner fertigten uns reibungslos ab, kaum hatten wir jedoch den „Day Continental“ bestiegen, als über den Lautsprecher eine „Miß Bogki“ verlangt wurde. Wir staunten umso mehr, als sich diese Miß Bogki in unseren Reihen befinden sollte, zumal wir alle männlichen Geschlechts waren. Der Irrtum stellte sich bald heraus, unser guter Dietmar hatte vergessen seinen Paß abstempeln zu lassen. Nun, es wäre ein Kuriosum gewesen, wenn das englische Klima so schnell eine Mutation bewirkt hätte. Nach zwei Stunden Fahrzeit erreichten wir Liverpool Station, wo uns der englische Reiseleiter und ein Bus erwartete. Durch die abendlichen verkehrsleeren Straßen fuhren wir zu unseren Hotels, entledigten uns dort unseres Gepäcks und wurden dann anschließend in das Hotel „Green Perrot“ zum Abendessen gebracht. Nach diesem begaben sich die meisten sofort auf ihre Zimmer, denn die Überfahrt und der verfllossene Tag erwiesen sich als zu anstrengend. Nur ein paar Unentwegte unternahmen noch einen kleinen Bummel durch die nächtlichen Straßen Londons, aber sie mußten sich pünktlich um Mitternacht zur Ruhe begeben, wollten sie nicht vor verschlossenen Türen warten.

Der erste Tag unseres Aufenthaltes in London galt dem Besuch des „Royal Botanic Gardens Kew“. Dieser an dem östlichen Ufer der Themse gelegene Garten umfaßt eine Fläche von 150 ha. Er enthält

nahezu 25 000 Baumarten, Sträucher und andere Pflanzen aus aller Welt und bietet somit in botanischer Hinsicht eine einzigartige Sehenswürdigkeit. Seine Entstehung verdankt er vor allem Georg III. gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Für uns bedeutete dieser Botanische Garten eine wahre Fundgrube trop. und subtrop. Flora, eine wesentliche Ergänzung zum theoretischen Unterricht. Der Vormittag diente der zwanglosen Besichtigung der Freilandanlagen. Zum erstenmal begegneten wir der bekannten englischen Parklandschaft. Gepflegte Rasenflächen bildeten mit prächtigen Baumgruppen und ausgedehnten Wasserflächen eine harmonische Einheit. Besonders Interesse erweckte die Vielfalt exotischer Hölzer. Verschiedene Arten von Pinien, Zedern und Laubbölkern hatten sich in dem warm-feuchten Klima Englands zu stattlichen Bäumen entwickelt. Auf einem Betonsockel war ein 160 m hoher Douglasienstamm aus Brit. Columbien errichtet. Mit zahlreichen Drahtseilen war er fest verankert. Dieser 370 Jahre alte Baum war ein Beispiel für den Holzreichtum des Britischen Commonwealth.

Ferner wurde unsere Aufmerksamkeit auf die Freilandgestaltung der natürlichen Vegetation einiger charakteristischer Landschaften Großbritanniens gelenkt. Einige Beispiele zeigten die Zusammensetzung der Pflanzengesellschaften, besonders eindrucksvoll waren die Steppenheiden Schottlands dargestellt. Strauchgruppen der Stechpalme trennten die einzelnen Vegetationsgruppen voneinander. Ihr hoher und kräftiger Wuchs überraschte uns sehr.

Die Mittagspause verbrachten wir in dem am Rande des Botanischen Gartens gelegenen Garten-Hotel. Die meisten von uns nahmen dort ihr erstes „Lunch“ ein, ein durchaus erwähnenswertes Erlebnis. Noch ahnten wir nicht, wie sehr sich die englische Küche von den kontinentalen Geschmacksrichtungen durch ihre Einfachheit unterscheidet.

Am Nachmittag wurden wir von einer jüngeren Dame durch einige der zahlreichen Gewächshäuser geführt. Die Führung begann in dem Palmen-Haus, der größten kuppelförmigen Glaskonstruktion. Das 20 m hohe Bauwerk bot den hochwüchsigen Palmenarten und Bananen ausreichende Entwicklungsmöglichkeit. An trop. Nutzpflanzen fanden wir verschiedene Knollenfrüchte der Araceen und als Gewürzpflanze den Ingwer, dessen leuchtende Blütenstände ein begehrtes Photomotiv waren.

Besonders lehrreich waren für uns die beiden Häuser der „Economic Houses“. Sie enthielten einen großen Teil der wichtigsten Kulturpflanzen der Tropen und Subtropen. In dem Warmhaus, mit einer

durchschnittlichen Temperatur von 28° C, fanden wir kautschukliefernde Pflanzen: Hevea, Funtumia und Landolphia und die wohlschmeckenden Früchte der Passiflora und Papaya. Der als Unterholzpflanze des trop. Regenwaldes beheimatete Kakaobaum zeigte kümmerliche Erscheinungen. Die Ursache war wohl in der geringen Luftfeuchtigkeit zu suchen. Das zweite nicht so stark temperierte Haus beherbergte an Früchten Citrus und Melonen, sowie Tee und Kaffee, Olive und den als Zierpflanze bekannten Gummibaum, der als „Indian Rubber Tree“ in der trop. Landwirtschaft eine Rolle spielt.

Neben diesen rein fachlichen Studien war uns auch die Möglichkeit gegeben, die Vielfalt der tropischen Blütenpracht zu erleben. Hier ist vor allem das „Wasserpflanzen-Haus“ zu nennen. In der Mitte dieses Hauses befand sich ein durch Heizröhren erwärmter Wasserbehälter. Auf der Wasseroberfläche ruhten die mit Luftpolster angefüllten Blätter der „Victoria amazonica“. Ihr Durchmesser betrug nahe 2 m, ein wahrhaft prächtiger Anblick. Unter den Wasserpflanzen fiel besonders die farbenfreudige Blüte der „Nymphaea gigantea“ auf. Sie beherrschten neben den roten Bibiscusblüten das Blütenbild.

Den Abschluß bildete die Führung durch das „Conservatory“, dem Gewächshaus der Zierpflanzen. Dieses Haus wird gemäß der Jahreszeit eingerichtet. Bei unserem Besuch beherrschten die Fuchsenarten das Bild. Im Herbst findet man dagegen Begonien, im Winter Chrysanthemem und im Frühjahr die Blütenvielfalt der Narzissen, Hyazinthen und Primulaarten. Neben den Zierpflanzen war eine Abteilung für fleischverdauende Pflanzen vorhanden. Von den etwa 400 dieser auf der Welt vorkommenden Arten wurden vor allem die „Ranunculus“-Pflanzen“ gezeigt.

Als wir am Spätnachmittag den „Kew Garden“ verließen, konnten wir auf einen lehrreichen Tag zurückblicken. Wenn es uns auch nicht vergönnt war, sämtliche Einrichtungen, wie Museen und botanische Institute, kennenzulernen, so hatten wir doch einen Einblick in die Zentrale der botanischen Forschung des Britischen Commonwealth erhalten.

Am nächsten Tag wurden wir am Vormittag zum „Tropical Products Institute“ geführt. — Wie am Vortage starteten wir um 1/2 10 Uhr von unseren Hotels, diesmal zu Fuß. In wenigen Minuten erreichten wir das nach modernsten Gesichtspunkten erbaute Institut, wo uns zwei Personenaufzüge zum 6. Stockwerk brachten. Hierbei passierte eine kleine Panne. Nachdem die erste Gruppe mit Herrn Dr. Bieber den Aufzug bestiegen hatten, und die Tür automatisch geschlossen war, konnte weder der Aufzug in Tätigkeit gesetzt werden, noch konnte die

Tür wieder geöffnet werden. Mit Hammer, Schraubenziehern und großen Hebeln mußte man ca. 20 Minuten arbeiten, um die Eingesperrten aus ihrer mißlichen Lage zu befreien.

In dem schönen Lehrsaal im 6. Stock wurde uns zunächst eine Einführung gegeben über die Arbeit des Institutes. Das Institut, welches 1894 gegründet wurde und 1958 sein neues, modern eingerichtetes Haus bezog, ist eine Versuchsstation und zugleich ein Beratungsbüro. Sein Ziel ist die Entwicklung und Nutzbarmachung neuer Hilfsquellen der Tropen und Subtropen. Seine Hauptaufgabe besteht darin, sich mit den Industrieprodukten der tropischen Landwirtschaft zu befassen. — Das neue Institutsgebäude enthält viele ausgezeichnete eingerichtete Laboratorien, eine große, umfangreiche Bibliothek. Das Personal, 150 Angestellte, darunter Wissenschaftler und Volkswirte, welche sich auf den verschiedensten landwirtschaftlichen Gebieten spezialisiert haben. — Die Arbeit des Institutes geschieht in vier Hauptabteilungen, welche jeweils wieder in Unterabteilungen aufgegliedert sind.

Abteilung für Beratung:

Sie umfaßt 8 Unterabteilungen, von denen jede sich mit einer Gruppe von verwandten Gebrauchsartikeln befaßt. Pflanzen- und Tierprodukte aller Art werden erforscht und zahlreiche Anfragen in bezug auf Produktion, Verarbeitung, Lagerung, Markt und Verwendung werden beantwortet. Die weltweiten Erfahrungen auf diesem Gebiet, die während der letzten 60 Jahre gesammelt wurden, sind unschätzbar und sie helfen mit, die gegenwärtigen Probleme zu lösen. — Ein typisches Beispiel ist die Erforschung der Ursachen von Schwierigkeiten bei der Bleichung von nigerischem Palmöl. Das ursprüngliche, natürliche Öl besitzt ausgezeichnete Bleichungsfähigkeiten; aber das Öl, welches von Eingeborenen verarbeitet wurde, hat nur geringe Bleichfähigkeit. Es wurde festgestellt, daß das Zerquetschen der Frucht die Verarbeitung verzögert, und Oxidation verursacht immer eine Verschlechterung der Qualität des Oles.

Forschungsabteilung:

Die Projekte, die diese Abteilung unternimmt, sind alle langfristiger Art. Ein Beispiel dafür ist die Erforschung jener Bestandteile der Pyrethrumblüte, die für die insektizide Wirkung verantwortlich sind. Ubrigens wurde die Pyrethrumindustrie in Ostafrika 1928 gegründet, auf den Rat, welchen dieses Institut einem Pflanzler in Kenia gab.

Pyrethrum steht heute an 3. Stelle in Kenias Export. Die Forschungsabteilung führt auch Prüfungen an wilden tropischen Pflanzen durch, welche in der lokalen Medizin verwendet werden, in der Hoffnung, einige zu finden, in welchen die wirksamen Grundbestandteile von wirtschaftlichem Wert sind. Auch das Problem, für Zucker neue industrielle Verwendung zu finden, erhält von Seiten der Chemiker der Forschungsabteilung Beachtung. Die Abteilung kann von neuester Forschungstechnik Gebrauch machen, da sie außer ihren vier Laboratorien für organische Chemie, auch ein sehr gut ausgerüstetes Laboratorium für physikalische Chemie und über eine Ausrüstung für radiochemische Arbeiten verfügt.

Abteilung für Wirtschaftlichkeitsfragen:

Diese Abteilung befaßt sich mit zahlreichen und verschiedenen wirtschaftlichen Problemen, die bei der Behandlung von Anfragen entstehen, welche beim Institut eingehen. Es stellt Marktberichte zusammen von pflanzlichen und tierischen Produkten, die für die Tropen von Wichtigkeit sind. — Eine andere wichtige Funktion dieser Abteilung ist es, Ratschläge bei der Errichtung neuer Industrien in tropischen Ländern zu erteilen, die von lokal verfügbaren Rohstoffen Gebrauch machen.

Abteilung für Entwicklung:

In dieser Abteilung werden Projekte aus Forschungsarbeiten anderer Leute ausgewählt, die eine Basis sein könnten für neue Industrien tropischer Gebiete, und welche zu einer Verbesserung bestehender Verfahren führen könnten. Wo es angebracht ist, werden größere Versuche durchgeführt, in Versuchsanlagen des Institutes, oder in geeigneten tropischen und subtropischen Gebieten. Auf diese Weise studiert man z. B. Methoden für die Extraktion von Eiweiß aus unbrauchbarer Grünmasse. — Ein Versuchsgerät zur Wasserheizung mittels Sonnenenergie arbeitet auf dem Dach des Institutes. Weitere Versuchsarbeiten zu der Sonnenenergie werden in Malta und anderen Überseeländern durchgeführt. —

Nach der Einführung in die Arbeit des Institutes und einer kleinen daran anschließenden Seepause hörten wir ein Referat über das Problem der Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten und Schädlingen in den Tropen, welches eine lebhaftere Diskussion auslöste. — Anschließend besichtigten wir die Laboratorien, wo wir uns selbst von der vielseitigen und gründlichen Arbeit dieses Institutes überzeugen konnten.

Nach der Besichtigung nahmen wir unser Lunch im „Green Perrot“ ein, womit wir den Reigen in der Serie der „Lunchs mit peas and chips“ eröffneten.

Am Nachmittag besuchten wir das Britische Museum. Hierbei war es jedem freigestellt, sich in den weiten Hallen des Museums umzusehen. Leider war die Zeit viel zu kurz, um auch nur annähernd sich einen Überblick über die wertvollen und interessanten Ausstellungsgegenstände zu verschaffen. Trotzdem war auch dieser Besuch lehrreich und eindrucksvoll für uns alle.

Nach dem Abendessen wurde dann in privaten Streifgängen, sei es zu Fuß oder mit der Untergrundbahn die Innenstadt besichtigt, meistens war dann die Tagesmüdigkeit wie verfliegen; nicht nur White Hall oder Trafalger Square kamen zu ihrem Recht, nein selbst der Picadilly Circus und sogar Soho wurden „im Sturmschritt genommen“. Leider mußten wir um 24 Uhr in unseren Quartieren sein!!

Der dritte Tag unseres Englandaufenthaltes begann sehr früh. Um 7 Uhr morgens saßen wir in unserem Bus und fuhren in Richtung „Market Hall“. Mit viel Glück, Geschick und der Hilfe einiger Bobbies erreichten wir schließlich das gewünschte Ziel. Ein Aufsichtsbeamter vermittelte uns einen Angestellten, dieser gab einen kurzen Überblick über die angelieferten Früchte und den Vertrieb derselben. Neben europäischen Erzeugnissen werden auch zahlreiche Arten und große Mengen trop. und subtrop. Früchte zu Tageskursen gehandelt. Diese Produkte kommen vornehmlich aus den Commonwealth-Staaten. Weiterhin sahen wir die sehr interessante Behandlung und Verpackung von Bananen. Die Frucht wird dreiviertelreif geerntet, kommt als Bündel zu ca. 30 kg an und gelangt nach dem ersten Sortieren in die Reifungsräume. Hier reifen die Bananen innerhalb von drei Tagen bei einer Temperatur von 67° F aus, werden nochmals sortiert, dann verpackt und gehen in den Handel. Bei Ankunft der Frucht hat dieselbe eine 14 tägige Seereise hinter sich (aus Afrika kommend). Die Anlieferung beträgt z. Bt. 2000 Bündel in der Woche. — In der Ananas-Abteilung konnten wir wegen des schon erfolgten Verkaufs nur noch einige verpackte und einzelne lose Früchte der Sorten „Red Spain“ und „Cayennes“ sehen. Der Import erfolgt hauptsächlich auf dem Luftweg aus Kenia. Nach einer lehrreichen Diskussion über die Vermehrung dieser Frucht, welche Herr Dr. Pickenbrock anschnitt, stürzten sich 30 Feinschmecker auf ein Probeexemplar, das jedoch in Sekundenschnelle verschwunden war. In einer anderen riesigen Halle waren die verschiedensten Früchte aus aller Herren Länder zum Kauf angeboten, so z. B.

Melonen, Citrusfrüchte, Zwiebeln, Aprikosen u. a. m. Der Betrieb war wie in jeder deutschen Großmarkthalle sehr rege.

Nach einer fast zweistündigen Besichtigung fuhren wir in Richtung „Imperial War Museum“. Die Fahrt war, wie alle anderen auch, eine einzige Mascharbeit des Chauffeurs. Bis zum Mittagessen hatten wir ausreichend Gelegenheit, uns die Orden, Uniformen, Waffen, Fahnen, Photos, Zeichnungen, Gemälde, Reliefs und Generalstabskarten, sowie Flugzeug-, Panzer- und Schiffsmodelle in Originalen oder Modellen aus beiden Weltkriegen sowohl von den Alliierten als auch von der deutschen Armee anzusehen.

Nach dem bereits obligatorischen „Peas and Chips“ (Erbsen und Kartoffeln) ging diesmal die Fahrt zum Themse-Hafen, wo wir in drei Gruppen zu je 10 Mann mit je einem Führer durch die London-Docks geführt wurden. Diese Docks gehören einem Privatunternehmer, und alle anderen 6 Docks, die zum Teil viel größer sind, sind ihnen angeschlossen. Die London-Docks liegen am rechten Ufer der Themse zwischen der London- und Towerbrücke. Alle Hafenanlagen erstrecken sich über 30 Meilen zu beiden Seiten des Flusses. 2100 Arbeiter finden hier ihre Beschäftigung. Die Arbeitszeit beträgt 44 Stunden in der Woche, bei einem Verdienst von 45–50 £ wöchentlich. — Es können in den London-Docks nur Schiffe bis zu 2000 to anlegen, daher bringen 400 Lastkähne alle Güter von den unteren Docks, wo die großen Überseedampfer anlegen können zu den anderen Docks flusshaufwärts. Jedes Land hat hier seinen bestimmten Anlegeplatz. Jede Woche werden hier 3000 to Schweinefett, Butter und Eier gelöscht. Neben zahlreichen Frachtgütern aller Art, werden hier auch alle tropischen und subtropischen Produkte für England vom See- auf den Landweg umgeladen. Vom Lastboot kommen alle Güter erst zum Zoll; dann werden aus jeder Verpackung kleine Proben entnommen und von der Lebensmittelstelle untersucht.

Tee: Die Teekisten „chests“ oder „packages“ genannt weisen ein Gewicht von 80 lbs auf; jährlich kommen in London ca. 500 000 dieser Kisten an. Der Inhalt wird genau untersucht, kommt auf den wöchentlichen Markt, wo der Händler dann den Preis vorschlägt, je nach Untersuchungsergebnis, Nachfrage, Angebot, durchgeführte Geschmacksproben usw. Die jährliche Anlieferung in England beträgt 380 000 to Tee aus allen Anbaugebieten der Erde; davon entfallen auf Indien über 80 %. Die Teemischung, welche der Konsument später kauft, entsteht in Mischbetrieben, außerhalb der Hafenanlagen, wo er auch handelsfertig ver-

packt wird. Die Preise schwanken sehr stark vom Beginn bis zum Ende der Anlieferungsaison.

Gummi: Es wurden uns beim Besuch viele verschiedene Sorten zur Untersuchung vorgelegt. Diese Proben werden in der Zentrale genommen und untersucht; an Hand der Ergebnisse werden dann Qualitätsstufe und Preis festgelegt. Allgemein gilt: je heller und gleichmäßiger die Farbe der sog. „sheets“ ist, umso besser ist die Qualität und desto höher somit der Preis. Dunkler Gummi zeigt, gegen Licht besehen, mehr oder weniger schlechte Stellen und wird dementsprechend eingestuft. Der Preis beträgt 1960 in England: Rauchgummi, Qualität Nr. 1: 3 sh/lb; Crepegummi, Qualität Nr. 1: 3/6 sh/lb. — Interessant ist, daß Gummi in Puderform im Straßenbau als Frostschutz verwendet wird. Der englische Gummibedarf wird vorwiegend aus Importen von Malaya gedeckt.

Bei unserem Besuch in den riesigen Kellern der London=Docks lagerten hier 7,4 Millionen Liter Whisky und Rum im Werte von rd. 12 Millionen DM. Interessant ist, daß zum Verdünnen des Rums extra Wasser aus Schottland verwendet wird (Zusatz 11 %), da das Londoner Wasser zuviel Chlor enthält. Der Umschlag an Rum und Whisky beträgt hier 2000—2500 Gallonen pro Woche. Die Leistung des Abfüllagregates liegt bei 12 000 Flaschen in der Stunde. —

Kaffee: Er kommt, wie alle tropischen Produkte, aus den verschiedensten Anbaugebieten der Erde. Nach dem Ausladen werden die Säcke einheitlich auf 60 kg abgefüllt. Bei Ankunft haben die Säcke ihre laufende Nummer und die Nummer des Schiffes, welches sie anbrachte. In den Docks werden die Säcke nochmals numeriert, gelagert und untersucht. Der Preis wird nach dem Untersuchungsergebnis festgelegt. Erst nach der Untersuchung geht der Kaffee an die großen Röstereien weiter. Die führende Sorte ist z. Bt. „Costa Rica“. Der Preis liegt bei 1/05 sh/lb.

Kakao: Das Hauptkontingent kommt hier aus Ceylon, Westindien und Westafrika. Während Ghana- und Westindienkakao einen sehr intensiven, etwas bitteren Geschmack aufweisen, hat der Ceylon-Kakao einen milden Geschmack. Er kommt fermentiert an, wird gelagert und untersucht. Ist der Preis dann festgelegt, so geht der Kakao an die großen Mühlen, wo er gemahlen und wo das Kakao Fett entzogen wird. Die Schokoladenindustrie verbraucht mit Abstand am meisten, gefolgt

m Kakaotrinker. Das anfallende Fett wird für den Konsum weiter-
arbeitet. —

Dieser Nachmittag war für uns alle wohl einer der lehrreichsten
ährend unseres Aufenthaltes in England. Denn es wurde uns hier
m erstenmal die Möglichkeit geboten, einen Einblick zu erhalten über
vielfältigen Vorbereitungen und Aufgaben, die ein Importunter-
hmen bei der Versorgung einer Weltstadt zu bewältigen hat.

Der nächste Tag war der einzige, der uns aus dem lärmenden Frei-
n Londons hinaus in die vielgerühmte Parklandschaft der „grünen
insel“ führte. Nach kurzer Zeit befanden wir uns bereits auf einer der
offen Schnellstraßen, die in westlicher Richtung aus der City führt.
n ungewohntes Bild zeigte sich. Zu beiden Seiten der Straße reiheten
h Häuser dicht gedrängt aneinander, nur durch die gepflegten Vor-
rten und farbenfrohen Gartenzäune unterschieden sie sich voneinander.
ur Linken tauchte der Londoner Flughafen auf; leider war es nicht
öglich, ihn zu besichtigen und so fuhren wir weiter, konnten aber in
niger Entfernung die Landebahnen und einige Flugzeuge entdecken.
ach etwa 21 Meilen näherten wir uns Windsor. Unser Bus hielt
nter dem berühmten breiten Weg, der in gerader Linie vom Georg IV.
ateway hinaus in den großen Windsor-Park führt. Von hier aus
it man einen herrlichen Blick auf Schloß Windsor, die Hauptresidenz
r Könige von England. Wenn sich die königl. Familie hier aufhält,
eht vom „Runden Turm“ die königl. Standarte. Die mächtige Nor-
annenburg beherrscht das Bild der Stadt. Das Schloß wurde von
ilhelm dem Eroberer gegründet; die heutigen Gebäude stammen aber
s der Zeit Eduards II. (1327—1377). Jedoch wurden in der Ge-
ichte der Burg viele Veränderungen, An- und Umbauten durchge-
hrt. Leider war auch hier unsere Zeit zu knapp bemessen, so fuhren
ir hinunter durch die Stadt, vorbei am Rathaus hin zum Haupt-
ngang der Burg, wo sich gerade die zeremonielle Wachablösung
llzog. —

Gleich am Eingang der weiten Burganlage steht die St.=Georgs=
pelle, ein wunderschönes Gebäude der englischen Spätgotik. Ein
sonders imposantes Bauwerk ist der Runde Turm. Er ist 77 m hoch
nd hat einen Umfang von 100 m. Von seiner Plattform aus sollen
2 Grafschaften zu sehen sein! Auf der nördlichen Terrasse befindet sich
er Flügel der Burg, in dem die Staatsgemächer und Privaträume
er königl. Familie liegen. Nach einem kurzen Rundgang über den
burghof verließen wir Windsor und konnten gegenüber auf der Buk-
nghamshire-Seite der Themse Eton liegen sehen. Es ist bekannt wegen

der berühmtesten englischen Public School, dem Eton College. Weiter ging es in Richtung Hanley, dem „Mecca“ der Rudersportler. Die Hanley-Regatta wurde erstmals 1829 ausgetragen und findet seither jährlich in der ersten Juliwoche statt. Ohne Aufenthalt führen wir zu unserem Tagesziel, nach Oxford, wo das Mittagessen bereits wartete. Nachdem wir uns durch das Hammelsteak mit grünen Erbsen gestärkt hatten, holte uns eine Fremdenführerin am Restaurant ab. Sie führte uns in eine ruhige abseitsgelegene Hauskapelle eines Colleges, um einige einführende Informationen zu geben.

Oxford, in der Grafschaft Oxfordshire gelegen, hat etwa 70 000 Einwohner. Die Stadt ist aus einer Siedlung hervorgegangen, die aus dem frühen 8. Jahrhundert stammt. Die Universität soll um 872 gegründet worden sein; Tatsache ist, daß im 12. Jahrhundert Studenten nach Oxford kamen, um in den klösterlichen Anstalten zu studieren. Das Leben in Oxford ist durch eine Verbindung von Wissenschaft und Industrie bestimmt. Seit 1911 hat sich dort die Autofabrik Morris ausgebreitet. Die Stadt kam zu Geld, wurde aber zu klein für den zunehmenden Verkehr und mußte sich manche Veränderung seiner historischen Fassade gefallen lassen.

In Oxford sind 29 Colleges, an denen 8000 Hörer studieren. Im nächsten Jahr will man die Zahl auf 7000 reduzieren. Bei der Aufnahme am College muß das Alter von 18 Jahren erreicht sein; nach 3 Jahren ist ein Examen abzulegen, im 4. Jahr ist es möglich, den „Bachelor of science“ zu machen, erst im 7. Jahr kann promoviert werden. Seit 1920 ist es nun auch den Mädchen möglich gemacht zu promovieren. — Die Colleges sind völlig souverän und können ihre Studenten nach eigenem Ermessen auswählen. Die Finanzierung des Studiums trägt das College, soweit es der Vater des Hörers nicht selber aufbringen kann.

Wir besichtigten eine Reihe der Colleges: Das Hertford College ist 1740 gebaut worden. Es haben dort Thomas Holbes und Dean Swift studiert. New College, wurde 1379 vom Bischof von Winchester gegründet. Die Kapelle des Hauses ist ein wunderschöner Spätgotikbau. Hier wird auch der Bischofsstab aufbewahrt und den Besuchern gezeigt. Im Garten des College ist noch ein Stück der alten Stadtmauer zu sehen, die einst von Wilhelm dem Eroberer errichtet wurde; es soll übrigens die drittlängste Stadtmauer der Welt gewesen sein. — Weiterhin wurden wir zur „Old Bodleian Library“ geführt. Diese Bücherei hat Anspruch auf ein Freiemplar jedes in England veröffentlichten Buches; sie enthält z. Bt. etwa 3 Millionen Bücher. —

Auf der Rückfahrt nach London wurde die allgemeine Müdigkeit durch das Singen einiger Lieder bekämpft, mit Erfolg, denn selbst unser englischer Reiseleiter stimmte mit ein. So gelangten wir dann schneller in uns bekanntere Gefilde als erwartet. Selbst „Heia Safari“ tönte ganz bestimmt zum erstenmal durch die englische Landschaft.

Es ist Sonntag, der 3. Juli; die Exkursion, die mit viel Erwartung begonnen wurde, neigt sich ihrem Ende entgegen. Hatten wir bisher die Londoner Innenstadt in privaten Erkundungszügen kennengelernt, so sollten wir an diesem Tag offiziell durch die City geführt werden.

Unsere etwas ältere, aber trotzdem charmante Reiseführerin, die sich in deutscher Sprache vorstellte, wurde mit allgemeiner Freude begrüßt. Die Fahrt ging vorbei am Dickens Haus und Grays Inn zum sog. Westend. Es ist vielen Besuchern kein nur geographischer Begriff, sondern der Ausdruck von Exklusivität und allem, was damit zusammenhängt. Kaufhäuser, exklusive Clubs, vornehme Restaurants und Wohnhäuser wechseln einander ab. Durch die sonntagsleeren Straßen fahren wir zur Oxford-Street, einer der lebhaftesten Geschäftsstraßen Londons. Über die Regent-Street, sie wurde im Jahre 1818 von dem berühmten englischen Architekten Nash geplant und gebaut, gelangen wir zum Piccadilly Circus. Scherzhaft der „Nabel des Empires“ genannt, ist dieser Platz doch als Zentrum dieser Weltstadt anzusehen oder ist es Trafalger Square? Dem Besucher fällt es schwer, hier eine Entscheidung zu treffen. Weiter geht die Fahrt über die James Str., die als die Straße der Clubs bekannt ist, in die Old Bond Str., die Straße der Juwelen; aus kurzer Entfernung grüßt die Shaftesbury Avenue, die Straße der großen Theater und Filmgesellschaften.

Der ganze Bezirk, der nun in unser Blickfeld gelangt und sich zwischen Piccadilly und Hyde Park hinzieht, heißt Mayfair und ist das vornehmste Wohnviertel Londons. Der Hyde Park ist der größte zentral gelegene Park der Stadt. Er erstreckt sich von White Hall bis Kensington und ist etwa 110 ha groß. Mehrmals hatten wir abends an Hyde Park Corner den verschiedensten Rednern zugehört, ein Erlebnis, das man nicht so schnell vergißt. — Zurück ging es zum Trafalger Square, ein schöner freier Platz, aber trotzdem fast zu klein, um den Verkehr zu bewältigen. Das errichtete Denkmal, zu Ehren Nelsons (Schlacht von Trafalger 1805) hat diesem Platz seinen Namen gegeben. Von hier hat der Besucher einen Ausblick über White Hall bis zum Big Ben. Durch den Admiralty Arch kamen wir auf die Straße, die zum Buckingham Palast führt. Rechts von uns erstreckt sich der St. James Park, ca. 28 ha groß. Vor dem Buckingham Palast

Der Nachmittag stand uns persönlich zu freier Verfügung. Jeder von uns hatte noch etwas einzukaufen, denn schließlich mußte das letzte Geld noch unter die Leute gebracht werden. — In diesem Abend wurde noch einmal ein letzter Stadtbummel unternommen. —

Am nächsten Morgen hieß es Sachen packen und von London Abschied nehmen. Hatten wir bisher immer schönes Wetter gehabt, so weinte uns London an diesem Dienstag nach, denn es begann langsam zu regnen. Am Liverpool-Bahnhof verabschiedeten wir unseren englischen Reiseleiter und dann brachte uns der Zug nach Harwich. Die Paßkontrollen verliefen reibungslos und nach wenigen Minuten fanden wir uns alle auf der „Wilhelmina“ wieder. Die ruhige See versprach eine weniger stürmische Überfahrt als auf der Hinreise. Nach einer 7 stündigen Überfahrt legten wir in Hoek van Holland an. Da wir „nur zollfreie Waren“ mitgenommen hatten, gelangten wir auch unbehelligt durch die deutsche Zollkontrolle, wenn auch manch einer ob der versteckten Zigaretten oder der gut verpackten Flasche Whisky Herzklopfen bekam. Infolge der schlechten Zugverbindungen mußten wir die ganze Nacht hindurch fahren und kamen daher sehr zerschlagen am Mittwoch Morgen in Witzhausen an.

War die Planung dieser Exkursion auch mit vielen Schwierigkeiten verbunden, so ist sie doch glücklich zustande gekommen. Und wir danken allen denen, die dabei behilflich waren. Denn es zeigte sich im Verlauf dieser für uns allen so wichtigen Lehrfahrt, daß nur auf diese Art und Weise der theoretische Unterricht praktisch unterbaut werden kann. Wir sahen viel für uns neue Einrichtungen und wurden über viele neue Erkenntnisse der Wissenschaft, speziell auf landwirtschaftlichem Gebiet, unterrichtet. — Wir alle sind davon überzeugt, daß solche Lehrfahrten sehr wichtig sind und möchten diesen Bericht abschließen mit der Hoffnung, daß auch in den kommenden Lehrgängen Exkursionen dieser Art durchgeführt werden.

Semesterbericht des Lehrganges 1960 der Lehranstalt für tropische und subtropische Landwirtschaft

Wieder einmal fanden sich 27 fast gleichaltrige Kameraden Anfang 1960 in Witzhausen zusammen. Abgesehen davon, daß es der erste Nachkriegslehrgang war, in dem ein weibliches Wesen fehlte, sollten wir

Der Nachmittag stand uns persönlich zu freier Verfügung. Jeder von uns hatte noch etwas einzukaufen, denn schließlich mußte das letzte Geld noch unter die Leute gebracht werden. — In diesem Abend wurde noch einmal ein letzter Stadtbummel unternommen. —

Am nächsten Morgen hieß es Sachen packen und von London Abschied nehmen. Hatten wir bisher immer schönes Wetter gehabt, so weinte uns London an diesem Dienstag nach, denn es begann langsam zu regnen. Am Liverpool-Bahnhof verabschiedeten wir unseren englischen Reiseleiter und dann brachte uns der Zug nach Harwich. Die Paßkontrollen verliefen reibungslos und nach wenigen Minuten fanden wir uns alle auf der „Wilhelmina“ wieder. Die ruhige See versprach eine weniger stürmische Überfahrt als auf der Hinreise. Nach einer 7 stündigen Überfahrt legten wir in Hoek van Holland an. Da wir „nur zollfreie Waren“ mitgenommen hatten, gelangten wir auch unbehelligt durch die deutsche Zollkontrolle, wenn auch manch einer ob der versteckten Zigaretten oder der gut verpackten Flasche Whisky Herzklopfen bekam. Infolge der schlechten Zugverbindungen mußten wir die ganze Nacht hindurch fahren und kamen daher sehr zerschlagen am Mittwoch Morgen in Witzhausen an.

War die Planung dieser Exkursion auch mit vielen Schwierigkeiten verbunden, so ist sie doch glücklich zustande gekommen. Und wir danken allen denen, die dabei behilflich waren. Denn es zeigte sich im Verlauf dieser für uns allen so wichtigen Lehrfahrt, daß nur auf diese Art und Weise der theoretische Unterricht praktisch unterbaut werden kann. Wir sahen viel für uns neue Einrichtungen und wurden über viele neue Erkenntnisse der Wissenschaft, speziell auf landwirtschaftlichem Gebiet, unterrichtet. — Wir alle sind davon überzeugt, daß solche Lehrfahrten sehr wichtig sind und möchten diesen Bericht abschließen mit der Hoffnung, daß auch in den kommenden Lehrgängen Exkursionen dieser Art durchgeführt werden.

Semesterbericht des Lehrganges 1960 der Lehranstalt für tropische und subtropische Landwirtschaft

Wieder einmal fanden sich 27 fast gleichaltrige Kameraden Anfang 1960 in Witzhausen zusammen. Abgesehen davon, daß es der erste Nachkriegslehrgang war, in dem ein weibliches Wesen fehlte, sollten wir

auch dafür bekannt werden, immer und überall quer zu treiben, mit völlig undiplomatischen Mitteln auf unsere „vermeintlichen“ Rechte zu pochen. Als ich Ende Januar von meinen Kameraden zum Vormann gekürt wurde, waren weder sie noch ich uns dessen bewußt, mit welchen Schwierigkeiten unser Lehrgang zu kämpfen haben sollte; Schwierigkeiten, die an und für sich meist bei einem klein wenig menschlichem Verständnis und Toleranz gar nicht entstanden wären. Das Schwierigste daran war, daß wir nie gegen eine konkrete Person zu kämpfen hatten, sondern daß wir durch Vorurteile und traditionelle Abmachungen aufs unglücklichste eingeschränkt wurden. Wir waren ein Lehrgang, der sich vielleicht auch weitgehend durch meine Nichtbereitschaft zu Kompromissen den uns übergeordneten Stellen unbeliebt gemacht hat. Trotzdem wage ich von Erfolgen meiner Arbeit zu sprechen, die dadurch zustande kamen, daß ich das Vertrauen meiner Kameraden besaß. Diese Erfolge werden künftigen Lehrgängen zugute kommen, und ich glaube bestimmt, daß sie zu einem besseren Kontakt der Semester und den Stellen führen werden, mit denen sie zusammenarbeiten müssen. Schon gegen Ende des ersten Semesters gab es praktisch einen zweiten Sprecher, ohne den ich selten Verhandlungen führte, und dessen Einsatz, Bereitschaft und sauberer Kameradschaftsgeist für mich ein Charakteristikum unseres Zusammenhalts bedeuteten. An dieser Stelle will ich Martin Skottke im Namen meiner Kameraden herzlichen Dank sagen. Ich möchte gleich zu Anfang bemerken, daß sich unser diesjähriger Lehrgang auch insofern von seinen Vorgängern unterschied, indem keine großen Kameradschaftsabende oder dergleichen abgehalten wurden. Gewiß, wir hatten sehr viele gesellige Abende, zu deren froher Runde jedoch nie eingeladen wurde. Sie ergaben sich alle von selbst, als sei ein geheimes Lösungswort ausgegeben worden. Gerade in dieser Spontanität sehe ich den Beweis einer echten Kameradschaft, deren Gedeihen ich einzig und allein der Bereitwilligkeit aller Kameraden zuschreibe. Ich glaube, daß sich aus diesem Grunde unser Lehrgang gewiß in den Rahmen unserer geliebten DKS einpaßt.

Fast ausnahmslos kamen wir von den Höheren Landbauschulen, und viele von uns haben schnell noch ein Jahr vor dem Besuch Witzgenhausens versucht, diese beiden Semester finanziell durch irgendeine Arbeit, die leider nicht immer mit unserem beruflichen Endziel ganz im Einklang stand, abzusichern. Natürlich kann man meiner Meinung nach nie genug tun, um seine Urteilsfähigkeit durch eigene Erfahrung zu trainieren. Es ist nur schade, daß uns die Verdienstmöglichkeiten oft eine Zwischentätigkeit auf dem landwirtschaftlichen Sektor verbieten.

Obwohl wir alle einen Schuß Abenteuererblut in uns haben, verfügen wir doch gleichermaßen schon über einen ziemlich klaren Sinn für das Tatsächliche und auch, wenn es in diesem Zusammenhang etwas komisch klingt, für die Zukunft. Unser Unternehmungsgeist unterscheidet sich vielleicht auf den ersten Blick etwas von dem der Semester vor dem letzten Weltkrieg. Dies wird aber zwangsläufig bedingt durch unsere heutigen, anders gelagerten äußeren Verhältnisse.

Es wurde vieles getan, um uns trotz der hohen finanziellen Kosten dieses Jahres das Leben gemütlich und den Unterricht anschaulich zu gestalten. Gleich zu Anfang des Semesters wurden wir vom Institut mit der Einrichtung eines Fernsehraumes überrascht, der durch eine meisterhafte Raumgestaltung, seine vier Sofas, die Blumen, die Lampen und die Zeitschriften der Mittelpunkt unserer freien Zeit wurde. Es lagen sehr viele wertvolle Zeitschriften auf, die uns sowohl eine Bereicherung der Fachkenntnisse wie auch der Sprachkenntnisse gestatteten. Dieser Raum hat unsere Geselligkeit sehr gefördert. Ja selbst vor Klausuren trafen wir uns dort, um uns die Tagesschau und uns interessierende Filme anzuschauen oder auch nur um zwanglos über unsere Probleme zu diskutieren.

Nach langen vorbereitenden Arbeiten wurde dann zu Beginn des zweiten Semesters das langersehnte Labor in den unteren Räumen der ehemaligen Molkerei eröffnet. Hier werden wir nun von Herrn Dr. Diekenbrock mit wissenschaftlicher Methodik in die Geheimnisse der Bodenchemie eingeführt. Es ist die wohl wertvollste Bereicherung des Lehrstoffes. Wenn wir hier auch nicht, um mit den Worten eines alten Kameraden zu sprechen, zu einem „full trained soil scientist“ werden, so lernen wir doch wöchentlich in zwei Laborstunden mechanische Bodenanalysen, p - H -Bestimmungen etc. kennen. Es wäre zweifellos besser, würde sich diese Arbeit über ein ganzes Jahr erstrecken, zumal die Grundlagen dafür uns schon auf den Höheren Landbauschulen mitgegeben werden, und dies eine gesunde Erweiterung der Kenntnisse gewährleistet.

Eine recht delikate Angelegenheit war die Bücherei. Bei Führungen durch das Museum wird mit großem Stolz auf die umfassende Bibliothek hingewiesen. Eine wahrhaft imposante Bücherkulisse präsentiert sich dem Beschauer. Aber leider nur eine Kulisse, denn es war uns immer nur für ganz kurze Zeit erlaubt, in diesen endlosen Reihen ohne Verzeichnis herumzuraten. Doch um nichts schwärzer zu zeichnen als es ist, sei gesagt, daß jetzt ehrliche Bemühungen auch hier zu einer Besserung führen werden.

Sport. Niemand braucht uns daran zu erinnern, was sich alte Turnväter vor langen Zeiten für die Nachwelt ausgeklügelt haben. Die meisten von uns besitzen das Deutsche Sportabzeichen und sind Mitglieder von sportlichen Vereinigungen. Daher kommt es, daß uns niemand drängen mußte, die freien Samstage sportlich zu benutzen. Im Gegenteil, immer wenn schönes Wetter zum Rudern ermutigte, wurde der Vierer mit Steuermann zu Wasser gelassen und meist wollten zwei oder drei Mannschaften die Zahl der Blasen an ihren Händen in der Stromschnelle bei Wendershausen gleichzeitig erhöhen. Die Ruderer waren keineswegs einseitige Riemenhelden. Sie waren genau so auf dem Tennisplatz und der Aschenbahn zu Hause. In den nächsten Prospekten der DKS wird hoffentlich auch von einem eigenen Tennisplatz vor dem Internat zu lesen sein. Für unsere Augen ist der Anfang dazu bereits getan, denn die Baracke, die auf dem ehemaligen Tennisplatz stand, gehört bereits der Vergangenheit an.

In der Mitte des zweiten Semesters, zum 1. 10. 1960, trat der diesjährige Lehrgang geschlossen aus der bisherigen Verpflegung aus, da die Leitung der Höheren Landbauschule die Verpflegungskosten erhöhte. Gleichzeitig wurden aber die Mietpreise für unsere Unterkunft vom Schulträger auf ein erträgliches Maß herabgesetzt, sie wurden von DM 70.— auf DM 30.— bis 45.— pro Bett erniedrigt. Dies erlaubt uns nun, in den Gasthäusern der Stadt sogar nach Speisekarte zu essen. Diese Kostensenkung wird wesentlich zu einer Minderung der Gesamtkosten der kommenden Semester beitragen. Geplant ist auch eine Kaffeemaschine und einen Kühlschrank in den Räumen der Molkerei aufzustellen. Wir stehen also am Ende des zweiten Semesters vor der Tatsache, daß sich sehr vieles gebessert hat, und ich schließe diesen Bericht mit der Hoffnung, daß diese Entwicklung in diesem Sinne weiterläuft.

Wolfram Körner

Aus dem Altherrenverband:

Erlebnisberichte Alter Kameraden

Offiziers-Bambusen mit europäischer Erfahrung

Von Paul Ritter (05).

In dem interessanten Tatsachenbericht aus alten Südwesten Tagen des Hauptmanns Hugo von François wird erwähnt, daß die aufständischen Hereros von „Pitty“ geführt wurden — also von demselben Neger, den er mit nach Deutschland genommen hatte, der also nicht nur Deutsch gelernt, sondern als Diener seines Herrn (Bambuse) in Deutschland gewiß einen ganz eindrucksvollen Anschauungsunterricht genossen hatte. Die Quintessenz dieser vermutlich ungewollten Erziehung war, daß der Neger seine eingebilddete Überlegenheit dazu benützte, seine Landsleute gegen die zu führen, die ihm bisher wohlwollende und in jeder Beziehung fördernde Helfer gewesen waren.

Dieses Experiment ist später von verschiedenen höheren Offizieren der Schutztruppe Südwests und auch Ostafrikas wiederholt worden. Mag sein, daß einige dieser Herren sich der alten Sitte erinnerten, daß noch unter dem Großen Kurfürsten Mohren an die Fürstenthöfe geholt wurden (damals von Groß-Friedrichsburg an der afrikanischen Westküste), mag sein, daß es für einige auch nur ein amüsanter Versuch war — die Wenigsten haben sich wohl Gedanken darüber gemacht, welche Früchte eine solche Verpflanzung in völlig fremdes Erdreich zeitigen würde.

Gefreit gegen das buntschillernde Kaleidoskop großstädtischer Umgebung und Versuchung zeigte sich nur der schwarze Bursche des Major Märker — ein Massaikrieger — den dieser von Ostafrika mit nach Berlin nahm. Er lernte in der Landeshauptstadt schnell und gut Deutsch, verlangte dann aber doch bald wieder in seine Heimat zurück. Als Major Märker einige Jahre später wieder nach Ostafrika kam, hörte der Massai davon und besuchte seinen alten Herrn. Major Märker war erstaunt, ihn wieder ganz in der Tracht der Massaikrieger zu finden und fragte ihn, wie denn das käme. Der stolze Krieger antwortete im besten Berlinerisch: „Ik habe et vorgezogen, mir wieder mang meine Landsleute zu mischen.“

Nicht jeder afrikanische Stamm hat so viel stolzes Selbstgefühl, um das „Zurückfinden“ zu sich selbst zu erleichtern. Die meisten erliegen dem verwirrenden Zauber der großen Städte und den vielseitigen Ver-

suchungen, die in jederlei Gestalt an die meist großen, sehr stattlichen und gutgewachsenen schwarzen Männer herantreten.

Einer von diesen war der Herero Saul, den der damalige Schutztruppenkommandeur, Oberstleutnant von Heydebreck, mit nach Deutschland genommen hatte. Seine Welt, die er bewundert hatte, war mit dem 1. Weltkrieg zusammengestürzt.

Anfangs der 20er Jahre suchte er auf meiner Farm Arbeit. Sein korrektes Deutsch, das um diese Zeit noch nicht bei Eingeborenen üblich war, irritierte mich etwas. Auf meine Frage, welche Arbeit er leisten könne und wo er früher gearbeitet habe, wurde er sehr gesprächig und rühmte sich, in Küche und Haus arbeiten zu wollen und perfekt servieren zu können. Er habe das auch bei großen Gesellschaften beim Kommandeur der Schutztruppe immer getan und fing gleich an, meine Frau und mich in der 3. Person anzusprechen „wenn die gnädige Frau wünschen und der gnädige Herr befehlen, könnten die Herrschaften ja einen Versuch mit mir machen.“

Soviel abgeschliffene Höflichkeit verführte, noch dazu in einer Zeit allgemeiner Arbeiterknappheit, und da obendrein die wenigsten Männer gern Haus- und Rükchendienst taten, überredete meine Frau mich, den „perfekten Silberdiener“ zu engagieren.

Die neue Perle zeigte sich zuerst willig, fleißig und tatsächlich erstaunlich gewandt und allen Anforderungen gewachsen. Nur führte er unter seinen Landsleuten gern das große Wort und erzählte den Eingeborenen, die gelegentlich am Haus zu tun hatten, Wunderdinge und Abenteuer aus Deutschland, die mehr als verfänglich waren, nicht ahnend, daß ich seine Ausschneidereien Wort für Wort verstand.

Ich hätte eingegriffen, wenn mir nicht der gesunde, unverdorbene Sinn unserer Neger zuvorgekommen wäre: „ovisefa“ (= Du schwindelst, du betrügst ja) war alles, was er als Anerkennung zu hören bekam und einmal hätte er fast Prügel bezogen, obwohl ich persönlich überzeugt war, daß er leider die Wahrheit sprach.

Nun hatte ich zu jener Zeit häufig Jagdgäste — unter anderem eine holländische Erzzellenz, die von Johannesburg auf einige Wochen gekommen war und sogar eigene Pferde mitgebracht hatte. Wir ritten täglich, oft für mehrere Tage mit vorausgeschickter Ochsenkarre auf Jagd, und Saul bekam bei der Heimkehr oft Gelegenheit, als „Silberdiener“ zu glänzen, zumal die Gäste auch den nötigen Alkohol mitgebracht hatten und verschiedene Weingläser am Gedeck standen. Er machte nie einen Fehler beim Einschenken und die Herren amüsierten sich oft, über seine gedrehten Antworten.

Soweit — so gut — bis dann die Abreise kam und der Gesandte eine Zehnpfundnote in seiner Briefftasche vermisste. Natürlich hatte er seine Wertfächer im Fremdenzimmer weggeschlossen, aber Sicherheits-schlösser waren damals auf der Farm noch nicht nötig. Der Verdacht fiel selbstverständlich sofort auf Saul, der auch prompt am nächsten Morgen verschwunden war. Aber so gerissen der Bengel auch war, den Unterschied zwischen Unions=Noten und Noten, die im Mandatsgebiet gebräuchlich waren, kannte er nicht. Ich alarmierte sämtliche Store im Umkreis und mit der Unions=Note wurde der Gauner sofort verhaftet und überführt.

Der nächste Haus- und Küchenboy, ein Ovambo, konnte zwar kein Wort Deutsch, war aber grundehrlich.

Man kann von einem Neger, in dessen Sprache es Worte wie „Dankbarkeit“, „Anhänglichkeit“, „Treue“ und „Pflichtgefühl“ überhaupt nicht gibt, nicht erwarten, daß diese abstrakten Begriffe in einem Menschenalter für ihn Bedeutung gewinnen. Mit rein europäischem Denken wird man gewisse Probleme nie lösen können und unbedachte Übereilung führt zum Chaos.

Erlebnisse im Kongo 1960

Von Joachim Gryzka (58).

Der neue Staat Kongo ist zu einem politischen Weltproblem geworden, von welchem zur Zeit viel berichtet wird. Man vermag heute noch nicht zu übersehen, welches Ende dieses durch den Abzug der Belgier entstandene Chaos nehmen wird.

Der Zufall wollte es, daß ich gerade zur Zeit der Erklärung der Unabhängigkeit Belgisch-Kongos und der darauf folgenden Unruhen in diesem Gebiet beruflich tätig war. Mein Aufenthalt in Belgisch-Kongo war von kurzer Dauer. Die Firma Mannesmann=Regner — führend auf dem Gebiet von Berechnungsanlagen — beauftragte mich sowie einen Kollegen mit der Durchführung von Inspektionsarbeiten an einer in Lukolela im Jahre 1958 errichteten Berechnungsanlage.

Inspektionsarbeiten sind Kundendienst, der von Technikern und Fachleuten der Lieferfirma ausgeführt wird, darunter verstehen wir Arbeiten, die eine völlige Überprüfung und Überholung der Anlage vorsehen. Einbegriffen ist in diese Tätigkeit das Einarbeiten von Bedienungspersonal, das die Anlage nach etwa 3 Jahren selbst bedienen soll. Außerst schwierig ist es, die Eingeborenen dort, die keinerlei technisches Verständnis zeigen, mit der Bedienung einer solchen Anlage

Soweit — so gut — bis dann die Abreise kam und der Gesandte eine Zehnpfundnote in seiner Briefftasche vermisste. Natürlich hatte er seine Wertfachen im Fremdenzimmer weggeschlossen, aber Sicherheits-schlösser waren damals auf der Farm noch nicht nötig. Der Verdacht fiel selbstverständlich sofort auf Saul, der auch prompt am nächsten Morgen verschwunden war. Aber so gerissen der Bengel auch war, den Unterschied zwischen Unions=Noten und Noten, die im Mandatsgebiet gebräuchlich waren, kannte er nicht. Ich alarmierte sämtliche Store im Umkreis und mit der Unions=Note wurde der Gauner sofort verhaftet und überführt.

Der nächste Haus- und Küchenboy, ein Ovambo, konnte zwar kein Wort Deutsch, war aber grundehrlich.

Man kann von einem Neger, in dessen Sprache es Worte wie „Dankbarkeit“, „Anhänglichkeit“, „Treue“ und „Pflichtgefühl“ überhaupt nicht gibt, nicht erwarten, daß diese abstrakten Begriffe in einem Menschenalter für ihn Bedeutung gewinnen. Mit rein europäischem Denken wird man gewisse Probleme nie lösen können und unbedachte Übereilung führt zum Chaos.

Erlebnisse im Kongo 1960

Von Joachim Gryzka (58).

Der neue Staat Kongo ist zu einem politischen Weltproblem geworden, von welchem zur Zeit viel berichtet wird. Man vermag heute noch nicht zu übersehen, welches Ende dieses durch den Abzug der Belgier entstandene Chaos nehmen wird.

Der Zufall wollte es, daß ich gerade zur Zeit der Erklärung der Unabhängigkeit Belgisch-Kongos und der darauf folgenden Unruhen in diesem Gebiet beruflich tätig war. Mein Aufenthalt in Belgisch-Kongo war von kurzer Dauer. Die Firma Mannesmann=Regner — führend auf dem Gebiet von Berechnungsanlagen — beauftragte mich sowie einen Kollegen mit der Durchführung von Inspektionsarbeiten an einer in Lukolela im Jahre 1958 errichteten Berechnungsanlage.

Inspektionsarbeiten sind Kundendienst, der von Technikern und Fachleuten der Lieferfirma ausgeführt wird, darunter verstehen wir Arbeiten, die eine völlige Überprüfung und Überholung der Anlage vorsehen. Einbegriffen ist in diese Tätigkeit das Einarbeiten von Bedienungspersonal, das die Anlage nach etwa 3 Jahren selbst bedienen soll. Außerst schwierig ist es, die Eingeborenen dort, die keinerlei technisches Verständnis zeigen, mit der Bedienung einer solchen Anlage

vertraut zu machen. Die durch den verschiedenen Wasserdruck entstehenden Geräusche brachten z. B. die Eingeborenen, die zur Überprüfung der Manometer angestellt wurden, in panische Angst, so daß sie sofort vom Arbeitsort flüchteten.

Man kann aber sagen, daß die dort errichtete Anlage begründet eingesetzt wurde; es wird durch die letzten Ernten bestätigt. Hoffentlich gelingt es, bei den folgenden Inspektionen auf der Plantage, die technisch unbegabten schwarzen Arbeiter mit der Bedienung vertraut zu machen. Die Erfahrungen zeigen bisher, daß der schwarze Mann dieser Tätigkeit sehr uninteressiert gegenübersteht.

„Mondella na mai“ so nennt der Eingeborene den Weißen, der dem Fluß Wasser entnimmt und über dem Kakao verregnet. Diesen Ausdruck kann man schlecht übersetzen, er verliert dadurch einen Teil seiner Bedeutung. In der Lingalassprache heißt es jedoch „Der Weiße vom Wasser“ oder „Der Weiße der am Wasser arbeitet“.

Einfach ist es nicht, mit den schwarzen Menschen hier zusammen zu arbeiten. Nur einzelne sprechen französisch; Lingala dient zur Verständigung, die nun jeder, der nach Lukolela kommt, lernen muß. Wenn auch manchmal über dieses oder jenes Wort gelächelt wird, der Wortschatz wird aber von Tag zu Tag größer und man fängt an, die Leute zu verstehen. Richtig verstehen wird man die Menschen als Weiße in diesem Lande wohl nie! Jahrzehntlang lebten Europäer unter ihnen und müssen immer wieder erleben, daß der Schwarze unergründlich ist.

Vor etwa 50 Jahren wurde knapp 150 km südlich Coquilaville am linken Kongoufer die Kakao-Plantage Lukolela gegründet. Sie ist 1200 ha groß, von denen ca. 600 ha beregnet werden. Das Durchschnittsalter der Bestände liegt bei etwa 25–30 Jahren. Man ist im Begriff, den Bestand ständig zu verjüngen. Angebaut wurde Forastero. Die Beregnung erfolgt seit 1958, und zwar in der Zeit von Juni bis etwa September eines jeden Jahres. Die zusätzliche Verabreichung von Wasser ist auf Grund der hohen Temperaturen in der eben genannten Zeit und wegen der ungünstigen Bodenverhältnisse erforderlich.

Die Kakaokulturen werden in Lukolela in einer Höhe von 3,5 bis 4,5 m gehalten. Der monatliche Zusatzregen betrug max. 95 mm. Das erforderliche Beregnungswasser wird durch eine Pumpstation aus dem Kongo zu einem 2250 m entfernten See, der als Speicherbecken dient, gefördert. Die Gesamtwassermenge beträgt 700–740 m³ in der Stunde und wird von zwei Pumpstationen mit je 370 m³ Stundenleistung über die Kakaokulturen aufgeteilt und verregnet. Da der Kakao 4,5 m hoch

ist, werden die Regner auf dementsprechend hohe Standrohre aufgekuppelt. Die eigentliche Zuführungsleitung, auf welcher die Standrohre mit Stativ befestigt sind, befindet sich auf dem Boden.

Insgesamt wurden 200 Regner MK 22 in Einsatz gebracht. —

Belgisch Kongo stand nun während meines Aufenthaltes vor einem politischen Ereignis größter Bedeutung; den Tagen und Feiern der Unabhängigkeit. Mit Staunen konnte ich beobachten, wie interessiert diese Menschen dem „Fest der Freiheit“ entgegensehen. Wir Europäer sollten nun alles miterleben, viele taten es in großer Angst vor Ausschreitungen. Selbst in kleinsten Dörfern versuchte man am 1. Juli 1960, dem Tag der Unabhängigkeit, Feiern zu veranstalten, um von politischen Ausschreitungen abzulenken. Alles verlief zunächst wie gewünscht — nichts Gewalttätiges geschah. Am 13. und 14. Juli jedoch trat das unergründliche Wesen des schwarzen Menschen zutage.

Auf der Kakaoplantage in Lukolela lebten insgesamt 8 europäische Familien mit 7 Kindern, Holländer und Belgier. Die Weißen wohnten in recht angenehmen Häusern im Bungalowstil aus Ziegelsteinen, welche auf der Plantage hergestellt werden. Mein Kollege und ich wohnten in einem auf Steinsäulen erbauten Holzhaus, etwa 50 m vom Kongo entfernt. Während der Arbeit auf der Plantage hatten wir am 13. Juli nichts besonderes festgestellt. Wie immer nach der Arbeit fuhr mein Kollege und ich von der Plantage aus zurück zu unserem Bungalow. Jeder von uns fuhr selbst einen Wagen auf getrennten Wegen. Wie in den vorhergehenden Tagen durchfuhr ich einige Dörfer, sonst war immer begrüßt worden, doch an diesem Tage wurden mir finstere Blicke zugeworfen. Beim Passieren eines der zu Lukolela gehörenden Dörfer versperrte mir eine etwa 30 Mann starke Gruppe, bewaffnet mit Speeren und Messern, den Weg. Durch lebhaftes Gesten wurde ich zum Halten veranlaßt. Einige schwarze Kerle versuchten, mich aus dem Wagen zu zerren. Da ich aber sofort wieder anfuhr, mißlang das. Obwohl mir Speere und Messer nachgeworfen wurden, kam ich heil aus dieser Umzingelung heraus. Mit einigem Schrecken eilte ich unserer Behausung entgegen. Hoffte ich doch, hier Ordnung und Ruhe vorzufinden. Ich wurde aber von einem noch größerem Tumult überrascht. Hunderte von Schwarzen hinderten mich, in den Hof unseres Bungalows einzufahren; erst eine eindringliche Unterredung mit dem Anführer dieser Manifestation ermöglichte mir die Heimkehr. Vor meiner Ankunft hatten betrunkene schwarze Soldaten alle anwesenden Weißen entwaffnet. Sie hatten erklärt: „Wir kommen, um euch zu killen, dann gehen wir zur Missionsstation und räumen dort auf.“ Das war nun der 13. Juli 1960.

Nachdem die vor den Bungalows versammelten und lärmenden Schwarzen wieder abgezogen waren, lag eine unheimliche Stille über allen Häusern. Nach diesen ersten unangenehmen Begegnungen mit den Schwarzen war ein allgemeines Durcheinander bei den Europäern entstanden, besonders bei den Familien mit Kindern. Erheblich wurde die Situation noch dadurch erschwert, daß die einzelnen europäischen Familien 10 und mehr km vom Zentrum der Plantage entfernt wohnten.

Allgemein wurden Vorbereitungen zur Flucht getroffen. In welcher Richtung diese erfolgen sollte, war ungewiß, weil der Kongo von zahlreichen mit Schwarzen besetzten Kanus befahren wurde. Das einzige vorhandene Motorboot war noch dazu defekt. In dieser Nacht vom 13. zum 14. Juli wurde von uns Europäern kein Auge zugetan. Die ganze Nacht wurde gewacht. Bereits 5 Uhr 30 trafen sich alle wieder vor dem Verwaltungsgebäude, um zu entscheiden, was nun geschehen sollte.

Die anständigen Europäer konnten sich jedoch nicht für die Flucht entscheiden, während mein Kollege und ich entschlossen waren, abzufahren. Um 7 Uhr bestiegen wir ein 10 m langes Kanu, das von 5 Eingeborenen gerudert wurde und die dafür teuer bezahlt wurden. In zwei Tagen und einer Nacht paddelten wir bis nach Mossaka in Französisch=Äquatorial=Afrika. Unsere Verpflegung in diesen beiden Tagen bestand in Wasser und einer Dose Erdnüsse, die schnell verbraucht war. Unsere Paddler ruderten deshalb Eingeborenenhütten am Flußufer an und kauften Waldfrüchte und Krokodilfleisch zum Essen. Mein Kollege und ich folgten diesem Beispiel, und ich muß sagen, daß ich Krokodilfleisch gerne wieder essen würde.

Leider war das Schiff, welches wir von Mossaka nach Brazzaville benutzen wollten am Tage unserer Ankunft morgens früh abgefahren. Eine Woche hätten wir auf das nächste warten müssen. Wir riskierten nochmals eine abenteuerliche Kanufahrt und fuhren abends 20 Uhr mit einem gleich langen Kanu, diesmal allerdings mit einem Außenbordmotor bei einer Geschwindigkeit von 20 km/h von Mossaka ab, den ziemlich reißenden und nicht ungefährlichen Mossakafluß aufwärts bis nach Issé. Bei der Engigkeit auf dem Kanu gab es während dieser Reisetage nicht viel Bequemlichkeit für uns. Ich bewunderte den Orientierungssinn der eingeborenen Steuerleute, die unser Kanu führten. Selbst in der Nacht fanden sie den Weg zwischen den unzähligen Inseln, zwischen denen wir als Fremde uns wohl rettungslos verirrt hätten.

Allmählich näherten wir uns wieder der Zivilisation. In Issé angekommen, wußten wir, daß alles überstanden war. Eine Maschine der

Nir France brachte uns nach Brazzaville, von wo wir am folgenden Tag nach Brüssel flogen und von da aus nach Düsseldorf weiterreisten.

Auszug aus dem Protokoll des Alt-Herrentreffens am 11.6. 1960 im Hörsaal der Lehranstalt für tropische und subtropische Landwirtschaft

Anwesend: 1. Vorsitzender H. K. Treue, 2. Vorsitzender H. Nebelsieck,
Kassenführer M. Bernhardt.

Vom Beirat: W. Delfs-Fritz, D. Schmalz.

Vom Ehrenrat: H. Souchon.

Ferner 59 Mitglieder, darunter der Ehrenvorsitzende Dr. E. Winter.

Der 1. Vorsitzende H. K. Treue eröffnete die Sitzung um 17 Uhr und begrüßte besonders den Ehrenvorsitzenden Dr. E. Winter, der nach seiner Afrikareise zum ersten Mal wieder an einem Altherrentreffen teilnimmt; er begrüßt die aus dem Ausland anwesenden und gedenkt der Kameraden jenseits der nahen Zonengrenze, die nicht kommen konnten.

Der AHV trägt einen Hauptteil der Arbeitslast für die Lehranstalt, auch in finanzieller Hinsicht, wobei die Arbeit durch das Fehlen eines Geschäftsführers mit Sitz in Wigenhausen erschwert wird und höhere Kosten verursacht. Bei zahlreichen Besprechungen wurden Schwierigkeiten ausgeräumt und immer wieder unsere Vorstellungen über die zukünftige Entwicklung vorgetragen. Aus Spannungen innerhalb der GmbH wird sich der AHV auch weiterhin heraushalten. — Durch den AHV konnte ein erheblicher Zuschuß des „Freundeskreises“ für die Exkursion des aktiven Lehrgangs nach England erreicht werden. Bei der Unterbringung in Auslandsstellungen hilft der AHV gern, kann aber nicht die damit verbundenen Lasten allein tragen: Lehranstalt und GmbH müssen sich ebenfalls bemühen. Die Aufgabe der Molkerei und der in Aussicht stehende Auszug der Höheren Landbauschule geben Anlaß zu Gedanken über den zukünftigen Ausbau der Lehranstalt, in die auch die Gestaltung des Lehrplans einbezogen ist. Die Frage des Etats wird dabei auf breiterer Basis zur Sprache kommen, so daß insgesamt für die zukünftige Entwicklung ein neuer Abschnitt eingetreten ist. Darüber hinaus sind in Verbindung mit Maßnahmen der Bundesregierung für die Entwicklungsländer viele Dinge im Fluß, über die abschließend zwar nichts gesagt werden kann, die aber dem AHV auferlegen, die Dinge intensiv weiter zu betreiben.

Nir France brachte uns nach Brazzaville, von wo wir am folgenden Tag nach Brüssel flogen und von da aus nach Düsseldorf weiterreisten.

Auszug aus dem Protokoll des Alt-Herrentreffens am 11.6. 1960 im Hörsaal der Lehranstalt für tropische und subtropische Landwirtschaft

Anwesend: 1. Vorsitzender H. K. Treue, 2. Vorsitzender H. Nebelsieck,
Kassenführer M. Bernhardt.

Vom Beirat: W. Delfs-Fritz, D. Schmalz.

Vom Ehrenrat: H. Souchon.

Ferner 59 Mitglieder, darunter der Ehrenvorsitzende Dr. E. Winter.

Der 1. Vorsitzende H. K. Treue eröffnete die Sitzung um 17 Uhr und begrüßte besonders den Ehrenvorsitzenden Dr. E. Winter, der nach seiner Afrikareise zum ersten Mal wieder an einem Altherrentreffen teilnimmt; er begrüßt die aus dem Ausland anwesenden und gedenkt der Kameraden jenseits der nahen Zonengrenze, die nicht kommen konnten.

Der AHV trägt einen Hauptteil der Arbeitslast für die Lehranstalt, auch in finanzieller Hinsicht, wobei die Arbeit durch das Fehlen eines Geschäftsführers mit Sitz in Wigenhausen erschwert wird und höhere Kosten verursacht. Bei zahlreichen Besprechungen wurden Schwierigkeiten ausgeräumt und immer wieder unsere Vorstellungen über die zukünftige Entwicklung vorgetragen. Aus Spannungen innerhalb der GmbH wird sich der AHV auch weiterhin heraushalten. — Durch den AHV konnte ein erheblicher Zuschuß des „Freundeskreises“ für die Exkursion des aktiven Lehrgangs nach England erreicht werden. Bei der Unterbringung in Auslandsstellungen hilft der AHV gern, kann aber nicht die damit verbundenen Lasten allein tragen: Lehranstalt und GmbH müssen sich ebenfalls bemühen. Die Aufgabe der Molkerei und der in Aussicht stehende Auszug der Höheren Landbauschule geben Anlaß zu Gedanken über den zukünftigen Ausbau der Lehranstalt, in die auch die Gestaltung des Lehrplans einbezogen ist. Die Frage des Etats wird dabei auf breiterer Basis zur Sprache kommen, so daß insgesamt für die zukünftige Entwicklung ein neuer Abschnitt eingetreten ist. Darüber hinaus sind in Verbindung mit Maßnahmen der Bundesregierung für die Entwicklungsländer viele Dinge im Fluß, über die abschließend zwar nichts gesagt werden kann, die aber dem AHV auferlegen, die Dinge intensiv weiter zu betreiben.

Die große Zahl der aus dem Ausland eintreffenden Briefe kann beim Fehlen eines in Witzhausen vorhandenen Geschäftsführers leider nicht in dem Maße bearbeitet und beantwortet werden, wie es an sich nötig wäre. Auch aus diesem Grunde ist die baldige Besetzung dieses Postens in Witzhausen notwendig, um die ständige und lebendige Verbindung zu den Kameraden draußen zu pflegen. Seit dem Erdbeben in Chile sind zwar noch keine direkten Nachrichten unserer Kameraden von dort eingetroffen, wir haben jedoch gute Nachrichten vom Auswärtigen Amt. Dem Kameraden Hans Otto sollen die Wünsche und die Teilnahme des AHB übermittelt werden. Die Kameraden in der Zone erhalten den „Kulturpionier“ nicht, um nicht in Schwierigkeiten zu kommen, umso nötiger ist es, mit ihnen briefliche Verbindung zu halten.

Bernhardt berichtet über die Kassenlage und Kamerad Schumacher über die durchgeführte Prüfung, wobei die Kassenführung in Ordnung befunden wurde. Der 1. Vorsitzende benutzt die Diskussion der Kassenfragen, um die Überweisung der Beiträge seitens der überseeischen Gruppen zu bemängeln. Dies soll durch besondere Bearbeitung dieser Frage gebessert werden. Ferner wird die schwierige finanzielle Lage erörtert, die uns vor die Wahl stellt, entweder die Beiträge zu erhöhen oder aber die Arbeiten einzuschränken. Nach lebhafter Aussprache wird ein Vorschlag Kamerad Wehrheims angenommen, wonach der Beitrag auf DM 12.— bestehen bleibt, jeder einzelne aber sich selbst mit einem höheren Beitrag einschätzen soll.

Die Schriftleitung für den Kulturpionier übernimmt weiter Kam. Dr. Golf. Der Kulturpionier soll ab 1960 wieder in der alten Weise zu Weihnachten erscheinen. Eine neue Anschriftenliste soll bald erscheinen. Kamerad Schumacher schildert ausführlich seine Bemühungen um Unterbringung der jungen Kameraden im Ausland und die sich dabei ergebenden Schwierigkeiten und die fehlende Unterstützung, die seitens der Behörden bei dieser Arbeit festzustellen ist.

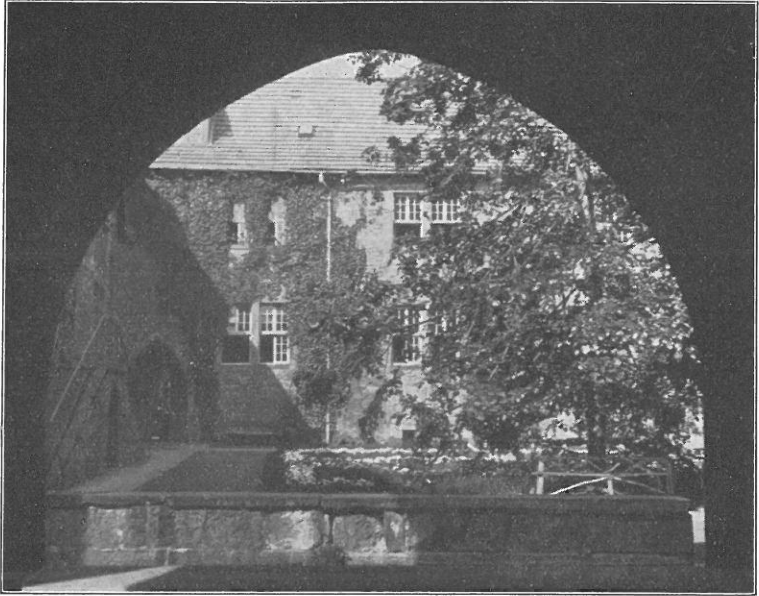
Nach Entlastung des Vorstandes finden die Neuwahlen statt, die folgendes Ergebnis haben:

1. Vorsitzender H. K. Treue,
2. Vorsitzender H. Nebelsieck.

Mit der Führung der Kasse beauftragter Geschäftsführer: M. Bernhardt. Zu Mitgliedern des Beirats werden gewählt: Delfs=Fritz, Dr. Dietrich, Dr. Golf, Dr. Hoeppe, Stuckenberg. Zu Mitgliedern des Ehrenrats werden gewählt: v. Krüdener und Couchon.

Die Sitzung wird um 19.30 Uhr geschlossen.

Delfs=Fritz



Kameradenbrief

Bei der Abfassung des Kameradenbriefes zeigt sich besonders deutlich der Mangel, unter dem nun die Arbeit unseres Verbandes schon seit Jahren leidet. Ich meine das Fehlen eines Geschäftsführers unseres **AVB**, der zugleich hauptberuflich an der neuen Lehranstalt in Witzenhäusen tätig ist.

Es fehlt eben zur Zeit einfach der Mann, der völlig in den Dingen steht, die sich zwischen **AVB**, Lehranstalt und aktiven Kameraden zwangsläufig abspielen. Es fehlt der Mann, der alle Anfragen aller Kameraden persönlicher und vor allem fachlicher Art umgehend und in befriedigender Weise beantworten kann. Es fehlt uns aber auch dadurch derjenige, der den Kameradenbrief, eigentlich den wesentlichsten Teil unserer Zeitschrift, eben weil er durch seinen Sitz in Witzenhäusen an der Lehranstalt in allen Dingen auf dem Laufenden wäre, so zeitgemäß und umfassend schreiben könnte, daß er unseren Ansprüchen genüge.

Darüberhinaus mußte sich leider der 1. Vorsitzende unseres Verbandes, Kamerad Treue, wegen plötzlicher Erkrankung wenigstens für einige Zeit aller Arbeit für den **AVB** enthalten. So kam es, daß

schon die jährlich im Spätherbst abgehaltene Vorstandss- und Beirats-sitzung unter der Leitung unseres 2. Vorsitzenden, Kamerad Nebelsieck, stattfinden mußte und auch daß ich die Abfassung des Kameradenbriefes übernehmen mußte, um nicht das Erscheinen des Kulturpioniers länger zu verzögern.

Der letzte Kulturpionier und damit der letzte Kameradenbrief erschien im Mai 1960, also gerade noch rechtzeitig vor unserem Altherrentreffen. Da er nach dreijähriger Unterbrechung zum ersten Mal wieder herauskam, war seine Aufnahme durch die Kameraden überaus freundlich. Zahlreiche Zuschriften vor allem von Kameraden aus Übersee, in denen große Freude und tiefe Genugtuung über das Wiedererscheinen unseres Kulturpioniers ausgedrückt wurde, beweisen, wie wichtig es für unseren Verband ist, daß seine Zeitschrift wieder regelmäßig erscheint.

Das ist auch gar nicht zu verwundern. Eine Vereinigung, deren Mitglieder buchstäblich über die ganze Welt verstreut sitzen, braucht viel dringender ein Organ, das über das allgemeine Geschehen und Ergehen seiner Angehörigen berichtet, als sonstige Zusammenschlüsse. Das ist uns allen nach der dreijährigen Pause besonders klar geworden. Es war deshalb schon zu verstehen, daß der letzte Konvent fast einstimmig beschloß, schon Weihnachten 1960 die nächste Folge des Kp. herauszubringen. Hatte man vorher über drei Jahre auf den Kulturpionier warten müssen, sollte das nächste Heft schon wieder nach sechs Monaten erscheinen. Das war ein Wunsch, der zwar die Schriftleitung des Kp. und den Vorstand des AHB ehrte, aber zunächst erst mal den lebhaften Protest unseres Kassensführers Max Bernhardt auslöste. Denn der Wunsch nach dem nächsten Kp. wurde ja geäußert, als der Erschienene noch gar nicht bezahlt war.

Schon allein aus finanziellen Gründen sind uns also Grenzen gesetzt. Diese Grenzen wären uns längst nicht so eng gezogen, wenn alle Mitglieder des AHB pünktlich und regelmäßig ihre Beiträge überwiesen. Auf der letzten Vorstandssitzung wurde deshalb beschlossen, daß die säumigen Zahler eine Mitteilung erhalten sollten, in der der Kp. angekündigt wird, daß sie aber unsere Zeitschrift nur dann erhalten, wenn der Beitrag rechtzeitig bezahlt wird.

Es gehört anscheinend zu jedem Kameradenbrief dazu, daß erst mal mit mehr oder weniger energischen Worten oder sogar Drohungen an die Verpflichtung zur Regelung der Geldangelegenheiten gemahnt werden muß. Das war schon so, als Dr. Winter noch den Kameradenbrief schrieb und das wird sich wohl auch in Zukunft nicht ändern. —

Der Altherrentag 1960 fand wie vorgesehen am 11. und 12. Juni statt. Der Konvent tagte am Sonnabend, den 11. Juni, um 17 Uhr im Hörsaal der Lehranstalt. Am Abend hörten wir mit unseren Damen, Gästen und aktiven Kameraden einen Lichtbildervortrag von Dr. Winter über seine große Afrikafahrt im Saal des Goldenen Löwen. Es war für uns und unsere Frauen wohl eine einmalige Gelegenheit, so viele neue Bilder über die von Kamerad Dr. Winter und Frau Winter besuchten Alten Kameraden und ihre Wirkungsstätten in Afrika zu sehen.

Durch lebhaftes Zurufe und durch manche oft launig vorgebrachte Erinnerung anwesender Alter Kameraden wurde Dr. Winters Vortrag oft unterbrochen, sobald die auf den einzelnen Bildern erscheinenden Kameraden erkannt wurden. Dieser Abend mit Dr. Winters Vortrag, der uns mit seinen herrlichen Lichtbildern durch halb Afrika führte, zeigte uns allen wieder mal klar, daß die DKSer eben doch eine große Familie darstellen. —

Der nächste Tag fand uns alle zur traditionellen Feierstunde in der Kapelle. Dieses Mal hielt Kamerad Kannegießer die Gedenkrede und das Kammerorchester von Erik Koch umrahmte in der uns schon vertrauten Weise die Stunde, die wieder dem Gedenken unserer Toten gewidmet war.

Unterdessen waren unsere hohen Gäste, der Vorsitzende des Aufsichtsrates der GmbH, Herr Ministerpräsident von Hassel aus Kiel und Herr Landwirtschaftsminister Hacker aus Wiesbaden eingetroffen, und die Alten Kameraden versammelten sich wieder mit Damen und weiteren Gästen im großen Hörsaal, um einen Vortrag von Herrn v. Hassel zu hören. Herr v. Hassel sprach über unsere Hilfe für die Entwicklungsländer und über bestehende Pläne für die Lehranstalt. Anschließend ergriff auch Herr Minister Hacker das Wort als der für die Lehranstalt für tropische und subtropische Landwirtschaft zuständige Minister. Herr Hacker betonte unter anderem, daß ihm besonders der starke Zusammenhalt der Alten Kameraden der ehemaligen DKs und deren zahlreiche Briefe aus Übersee, die er von Dr. Winter zur Einsichtnahme erhalten hatte und aus denen die Verbundenheit mit ihrer alten Schule erkennbar war, ihn bestärkt hätten, die Lehranstalt wieder zu eröffnen. Auch für die Zukunft sagte er zu, alles in seinen Kräften stehende zu tun, um der jungen Lehranstalt in ihrem weiteren Aufbau zu helfen. —

Hieran anschließend fand das zur Tradition gewordene gemeinsame Mittagessen für Gäste und Kameraden statt. Es wurden mehrere Ansprachen gehalten und auch die vor der Ausreise stehenden jungen Kameraden und die sich auf Urlaub befindlichen anwesenden Alten Kameraden aus Übersee durch den Trunk aus dem goldenen Pokal geehrt. Am Abend fand der Kameradschaftsabend statt. Wieder waren die Gäste, die aktiven Kameraden und die Alten Herren vereint. Wie in den vorhergehenden Jahren wurde im Gesellschafts- und Speisesaal getanzt, im Lesesaal war die Bar eingerichtet. Der Kameradschaftsabend bildete für die meisten Alten Kameraden den Abschluß des Treffens, mußten doch viele von uns noch am selben Abend die Heimreise antreten. —



Altherrentag 1960, Ministerpräsident v. Hassel und Landwirtschaftsminister Hacker im Gespräch mit Alten Kameraden im Außenhof

Die aktiven Kameraden wurden dann im November vom AHB anlässlich der Vorstands- und Beiratsitzung zu einem Bierabend eingeladen, der im Gasthaus St. Jakob stattfand. An diesem Abend konnten wir dort die jungen Leute, die in wenigen Wochen ihre Prüfung als Ingenieure für tropische und subtropische Landwirtschaft ablegen sollten, näher kennenlernen. Es bieten sich leider nur wenige Gelegenheiten, um die Verbindung zwischen AHB und aktiven Kameraden zu knüpfen. Auch das wird erst mal dann besser werden, wenn die Lehrgänge in Witzgenhausen sich wieder über 4 Semester erstrecken. Auch

das bessere Sich-Kennenlernen und Zusammenhalten der jungen Kameraden wird erst dann möglich sein. Jetzt kennen sich eigentlich nur alle-mal die Angehörigen desselben Lehrganges. Eine nähere Bekanntschaft der einzelnen Jahrgänge ist nicht möglich.

Trotzdem sind wir aber froh, jährlich wieder Nachwuchs für unseren AHB zu bekommen. Und gerade die zahlreichen Ausreisen der jungen Kameraden haben dazu geführt, daß jetzt wieder mehr Witzenhäuser in aller Welt vertreten sind. —

Nun lassen Sie mich aber von den einzelnen Kameraden berichten, soweit wir Nachricht darüber besitzen:

Seit Erscheinen unseres letzten Kameradenbriefes im Mai 1960 hat leider der Tod wieder große Lücken in die Reihen unseres Verbandes gerissen. Von folgenden Kameraden und Freunden erreichte uns die Todesnachricht:

Hans Lammers, 1923 = 1925 in Witzenhausen, gestorben am 16. September 1959 durch einen Unfall auf Gut Boeke bei Immekeppel.

Robert Hoffmann, 1900 = 1902 in Witzenhausen, früher Westafrika und Samoa, gestorben am 4. Juni 1960 in Berlin im Alter von 82 Jahren.

Hubert Lignau, 1930 = 1933 in Witzenhausen, früher Südwestafrika, gestorben am 28. Juni 1960 in Zeven.

Heinz Koch, 1930 = 1932 in Witzenhausen, gestorben am 8. Juli 1960.

Horst Stern von Walthers und Monbary, 1927 = 1930 in Witzenhausen, gestorben am 23. Juli 1960 in Köln im Alter von 51 Jahren.

Ludolf Freese, Oberstudienrat und Leiter des Gymnasiums auf Wangerooge, früher Dozent in Witzenhausen, gestorben am 9. September 1960.

Albert Hager, 1902 = 1904 in Witzenhausen, früher Bezirksamtman in Deutsch-Ostafrika, gestorben in Leipzig am 12. September 1960.

Rudolf Fritsche, 1913 = 1914 in Witzenhausen, gestorben Ende Juli 1960.

Dr. Peter Biekenbrock, Dozent an der Lehranstalt für tropische und subtropische Landwirtschaft, gestorben am 11. Dezember 1960 in Witzenhausen.

Aus den Reihen der Angehörigen unserer Kameraden und Freunde starben:

Frau Lieselotte Schmalz, Gattin unseres Kameraden Otto Schmalz, gestorben am 20. April 1960 im 48. Lebensjahr in Witzenhäusen.

Frau Gertrud Hohnfeldt, geb. Knauer, gestorben am 24. September 1960 im Alter von 92 Jahren in Witzenhäusen.

Frau Hellen Krankenhagen, Gattin unseres Kameraden Wilhelm Krankenhagen, gestorben am 23. Oktober 1960 im Alter von 78 Jahren.

Von den 26 jungen Kameraden, die im Dezember 1960 ihre Prüfung als Ingenieure für tropische und subtropische Landwirtschaft bestanden, haben schon fast alle Stellungen in Übersee gefunden:

Ihre Ausreise nach Brasilien bereiten Hans Boegelen und Ernst Brendebach vor. Für Mannesmann nach Costa Rica geht Valentin Decker, während Leo Zent nach Mexiko reist und Dietmar Bogzi nach USA.

Die 4 Perser, Habib Fallah-Chirazi, Mostafa Momenin, Bradj Salari und Ataollah Rashti gehen in ihre Heimat zurück; Rashti will aber vorher noch eine Spezialausbildung bei Mannesmann mitmachen. Walter Kaufmann geht für Mannesmann auch nach Iran. Dieter Waffenschmidt wird ebenfalls von Mannesmann übernommen, bleibt aber zunächst in Deutschland.

Reinhold Dörr beabsichtigt in den Kongo zu gehen. Nach Rhodesien reisen Henning George und Martin Skottke aus; Klaus Pfeffer und Carlo Schend fahren nach Südafrika. Für Ostafrika hat sich Walter Müller entschieden. Für Indonesien ist Wolfram Körner vorgesehen, während Andreas Pegold nach Australien reisen will. Georg Schrötte fährt zunächst nach Irland, Bernd-Rainer Hollatz nach England. Hans Priewasser muß vorübergehend wieder nach Österreich zurückkehren und erst Soldat werden, bevor er nach Übersee gehen kann.

Heinz Hornung und Thomas Neumaier sollen erst von der Zentrale für Arbeitsvermittlung in Frankfurt am Main noch eine Sonderausbildung erhalten und dann in den Entwicklungsländern eingesetzt werden. Hans-Jürgen Ludolphs bleibt vorläufig in Deutschland, ebenso Jürgen Seper.

Mit wenigen Ausnahmen haben also die Angehörigen des 4. Lehrganges gleich nach Ablegung ihrer Prüfung annehmbare Auslandsstellungen gefunden. Es ist wirklich erfreulich, daß wir jetzt wieder jedes Jahr von so vielen Ausreisen berichten können. Doch nun wollen wir sehen, was von den älteren Semestern gemeldet werden kann.

Teddy Frank, 30/32, berichtet von einem DK-Vertreffen in Hannover; Anlaß dazu wäre ein „Heidschnuckenessen“ gewesen, das komischerweise mithelfen soll, diese seltenen Tiere vor dem Aussterben zu bewahren. Kamerad Schulze, 21/23, schrieb auch über sein Ergehen und sandte einige Bilder. Ebenso schickte uns Kamerad Kiefling, 30/32 der gerade von Kamerad Engel, 31/33, besucht worden war, Grüße von sich.

Hans Hjuler, 08/10, antwortete ausführlich auf unser Rundschreiben und bezeugte wieder seine Verbundenheit mit dem AHB. Von der Verwaltung der Lehranstalt wurde auch wieder Kamerad Erwin Haas, 39/40, aufgetan. Er wohnt in München-Obermenzig, Thaddäusstr. 8.

Kamerad Graebner, 26/28, hat kürzlich seine Pachtung aufgegeben und wertet nun seine im intensiven landwirtschaftlichen Großbetrieb erworbenen Erfahrungen als Vertreter eines großen Industriewerkes aus.

Kamerad Linze, 24/27, beabsichtigt, im Frühjahr auf Einladung der kanadischen Einwanderungsbehörde Kanada zu besuchen, um sich dort über Möglichkeiten für deutsche Einwanderer zu unterrichten. Werner Deker, 26/28, ist Mitarbeiter bei Ferro-Stahl geworden; er hat also seine Tätigkeit bei der Gesellschaft für Auslandsiedlung, bei der er insbesondere die Siedlung deutscher Flüchtlingslandwirte im südlichen Frankreich betreute, aufgegeben.

Kamerad Storbeck, 29/32, der den letzten Altherrentag in Witzhausen vorbereitete, wohnt jetzt in Bremen und leitet dort die Auswandererberatungsstelle.

Die Kameraden Baron Haertl, Grundegger Graf Herberstein und Otto Busich sandten nach langem Schweigen zum ersten Mal wieder einen Gruß, zusammen mit Erich Gardemann, der sie in Graz aufgesucht hatte. Gardemann, 22/25, hat seinen Wohnsitz übrigens nach Bonn verlegt.

Meyer-Westfeld, der die beiden schönen Bilder von Witzhausen für diesen Rp. besorgte, feierte am 14. 12. 1960 seine Silberne Hochzeit.

Kamerad Rolf Bouvier, 30/33, ist als Journalist in Frankfurt am Main tätig und gibt neuerdings eine großartig aufgezugene, interessante Zeitschrift der Botschaft Ghanas in Bonn heraus, deren erstes Heft er uns zusandte. „Ghana Outlook“, so heißt die Zeitschrift, erscheint in Deutschland und ist dreisprachig, englisch, deutsch und französisch. Sie soll Gedanken und Maßnahmen der Staatsführung Ghanas einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen.

Von Kamerad Schmidt-Burgk, 03/06, erhielten wir schon vor einem Jahr Nachricht. Er beklagt den Verlust seiner Gattin, die mit ihm zusammen lange Jahre bis zum Ausbruch des 2. Weltkrieges in Neu-Guinea, unserem früheren Schutzgebiet war. Er schreibt, daß er sehr gern nochmal Wizenhausen besuchen würde, wo er die schönsten Jahre seines Lebens verbracht hätte.

Aus dem europäischen Ausland bekamen wir Nachricht von Kamerad Dr. Hoeppe, 59, der sich zur Zeit in England aufhält, bevor er für BASF nach Übersee geht. Heinz Hartmann, 29/32, meldete sich aus Spanien. Er erwägt nach Deutschland zurückzukehren. Wegen der spanischen Devisenbestimmungen hat er Schwierigkeiten, seinen Beitrag nach Deutschland zu überweisen. Er würde auch noch ganz gern Vertretungen deutscher Firmen für Spanien übernehmen.

Von unseren Nordamerikanern schreibt öfters Kamerad Heinz Räß, 35/37; er schickte Geld zur Tombola und für Paketsendungen in die Ostzone. Er begrüßt auch die Selbsteinschätzung für die Beiträge des AHB. Seit April 1960 ist der junge Kamerad Ulrich Hanf, 59, bei ihm. „Er ist 100prozentig, in jeder Beziehung o. K.“, schreibt Räß. Kamerad Räß wünscht weiter guten Erfolg für die neue Lehranstalt. Für besonders wichtig hält Räß die Ausdehnung des Unterrichts auf 4 Semester und die Rückgliederung der alten DRG-Betriebe in die Lehranstalt.

Auch Werner Freitag, 11/12, schrieb vor einiger Zeit. In den letzten Jahren hat er anscheinend viel Sorgen gehabt, hofft aber, uns vom AHB nun auch wieder helfen zu können.

Kamerad Irmin Meyer, 30/32, schrieb wieder aus Kanada und interessiert sich sehr für die weitere Entwicklung der Lehranstalt und für den Einsatz von Kameraden in den Entwicklungsländern. Außerdem schickte er Geld für Rp. und Geschenkpakete. Im November war auch unser Kamerad Minkowski, 34/36, mit Gattin zu Besuch aus Kanada in Deutschland und natürlich auch in Wizenhausen.

Kamerad Eide Hey, 20/22, sandte 100 Dollar als Beitrag für den Kulturpionier und stellte viele interessierende Fragen, die Lehranstalt und den Kulturpionier betreffend. Er machte auch Vorschläge. Hey traf auch im September Kamerad Graf Bernstorff. Als Landesältesten für Mittelamerika und Nachfolger unseres verstorbenen Kameraden Haeckel schlägt er Heinrich Ufer, 19/20, vor; das wäre für die Landesgruppe wohl am besten. Eide Hey junior, 59, der Sohn unseres Angolameraden Ditmer Hey, 27/30, ist nach langem Warten auf die Einreisegenehmigung im Dezember nach Mexiko zu seinem Onkel Eide Hey senior ausgereist.

Aus Brasilien hörten wir vom UBV vor allem durch Kamerad Nirdorf, 19/21, der ausführlich über neue Pläne, leider auch über eine anscheinend leichtere Erkrankung und eingehend über den Altherrentag 1960 in Brasilien berichtet. „Am 1. Juni geht es los auf große Fahrt zur Witzenhäuser Pfingsttagung nach Porto Alegre in Rio Grande do Sul, über 1000 km von hier“ (Rolandia in Parana). Nirdorfs Fahrt geht über Curitiba, wo der alte Kamerad Dr. Tetzmann, 02/04, wohnt und besucht wird. Leider kann aber Dr. Tetzmann wegen seines hohen Alters die weite Fahrt nicht mitmachen. Kamerad Tetzmann schreibt übrigens selbst in seinem Weihnachtsbrief, daß ihm der Empfang des Kulturpioniers große Freude bereitet hätte, ihm wie allen Alten, die auf ihr Kapital angewiesen sind, aber die fortdauernde und bald galoppierende Inflation viel Unruhe und Ärger verursacht. —

Kamerad Werner Blaas, 22/25, der zur Pfingsttagung von Sao Paulo aus mit Hin- und Rückfahrt sogar 2500 km zurücklegen mußte, berichtete uns ebenfalls von der Tagung. In Sao Paulo war er noch mit Kamerad Piper, 27/29, zusammengetroffen, der jetzt bei einer Siedlungsgesellschaft im Norden des Staates Matto Grosso tätig ist.

Das brasilianische Altherrentreffen hatte dieses Mal Kamerad Ferisch, 12/14, in Porto Alegre organisiert. Am Sonnabend, dem 4. Juni wurde eine Fazenda am Rio Sinos besichtigt. Die Hauptkultur war hier auf dieser Fazenda bisher Reis, der mit Mähdreschern gemäht wird. In Zukunft soll aber auch der Futterbau, Leguminosen und Gräser, verstärkt werden, um einer Holländer-Milchviehherde die Futtergrundlage zu geben.

Am Abend trafen sich dann die Alten Kameraden mit Frauen und Freunden, insgesamt 28 Personen, im Umbu-Hotel. Da dort aber keine Möglichkeit bestand, dem durch das Treffen entstandenen Frohsinn

Luft zu machen, zog die ganze Gesellschaft in den Deutschen Klub „wo wir Alten Herren dann bis 3 Uhr früh das Tanzbein schwingen“. Am Pfingstsonntag wurde eine Besichtigungsfahrt durch die Stadt und die schöne Umgebung Porto Alegres gemacht. Abends fand der Alt Herrenkonvent statt.

Am Pfingstmontag wurde der Flughafen und die einzigartige Organisation der Luftfahrtgesellschaft von Rio Grande besichtigt. 52 % des Gesellschaftskapitals gehören der Belegschaft. „Wir waren alle reißlos begeistert von der Organisation, in der jeder Angestellte Aktionär, also Teilhaber ist, auch ein Grund, weshalb alles so gut funktioniert. Der Gründer dieser Gesellschaft ist Dr. Meier, ein Landsmann von uns.“

Am Dienstag wurde eine Sojaverarbeitungsfabrik besichtigt, das Denkmal der deutschen Einwanderung am Rio dos Sinos besucht, das an der Stelle steht, wo die ersten deutschen Einwanderer ankamen. Dann wurde noch der Spiegelberg besichtigt, die Ausbildungsstätte des Nachwuchses der hiesigen evangelischen Kirche, das man als geistiges Zentrum des Deutschtums in Rio Grande bezeichnet. Am nächsten Tag trennten sich die Alten Kameraden wieder, nachdem sie noch das Weizenanbauzentrum Larias do Sul besucht hatten, das zum größten Teil von Italienern besiedelt ist. —

Aus Argentinien schrieb Kamerad Schwerbrock, 10/12, ausführlich über die wirtschaftlichen Verhältnisse und Preise und auch von der jährlichen großen Ausstellung der argentinischen Landwirtschaftsgesellschaft. Argentinien leidet eben auch unter den niedrigen Weltmarktpreisen für Weizen und an dem Zusammenschluß der europäischen Staaten in die zwei Wirtschaftsgemeinschaften. Kamerad Schwerbrock möchte auch vom Amt des Landesältesten befreit werden. Er meint, er wäre mit seinen 70 Jahren zu alt dafür und vielleicht könnte ein Jüngerer die argentinischen Kameraden etwas besser zusammenbekommen, als es bisher der Fall war. Auch Kamerad Artur Hild, 08/11, schreibt endlich mal wieder an den AHW und berichtet eingehend über seine 33-jährige Tätigkeit als Leiter einer über 8000 ha großen Estancia. Er bietet sich auch an, eventuell junge Kameraden der neuen Lehranstalt auf Estancias in Argentinien unterzubringen. Allerdings müßte die Überfahrt von Deutschland aus bezahlt werden, und etwas spanische Sprachkenntnisse wären erwünscht.

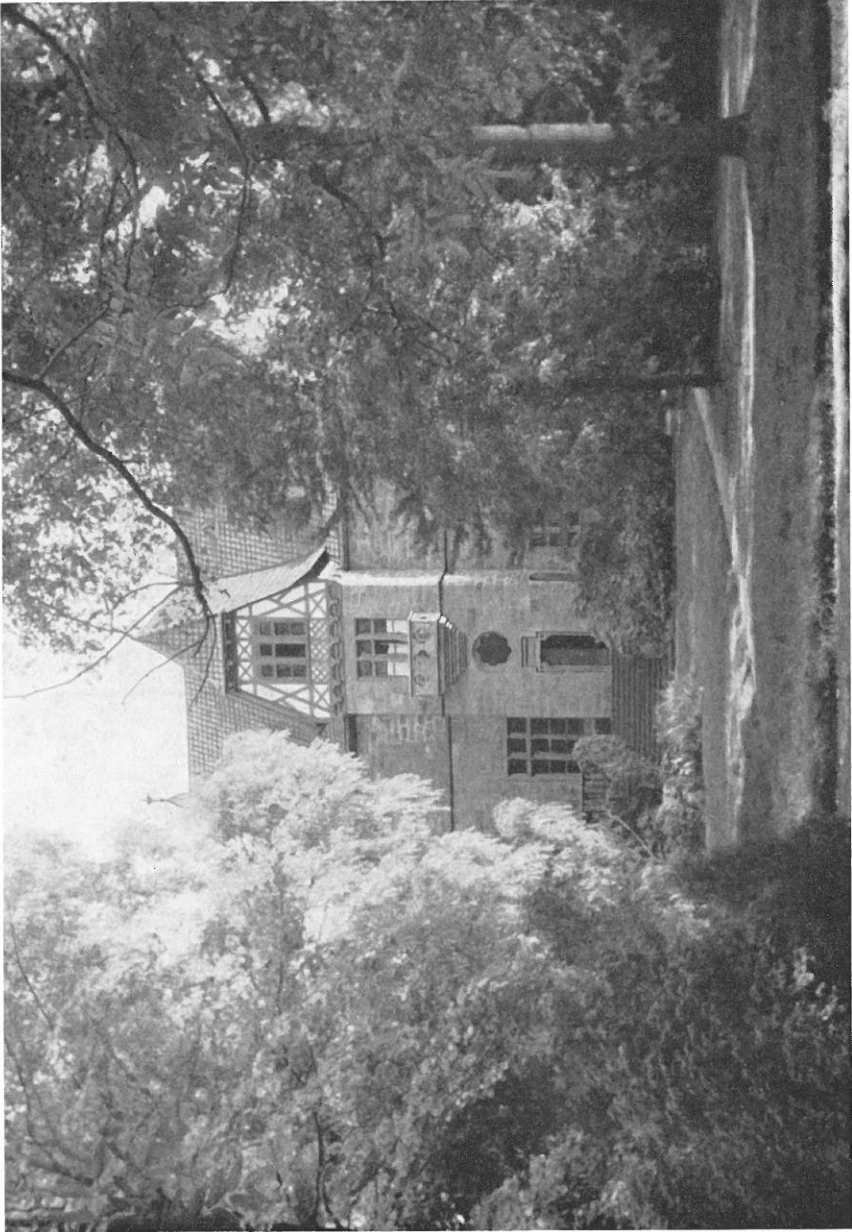
Aus Argentinien war auch Kamerad Trurnit, 10/12, nach langen Jahren wieder einmal in Deutschland und in Witzehausen.

Auch Kamerad Hans-Dietrich Wolf, 57, meldete sich wieder. Er hat schon in Argentinien ein Mitglied für den Freundeskreis geworben. Er zeigt sich auch weiterhin interessiert für UHV und Lehranstalt und kündigt Lehrmaterial für die Schule an. Vielleicht bekommen wir auch für den nächsten Tropenlandwirt einen Artikel von ihm. —

Kamerad Paul Hager, 19/20, schreibt regelmäßig und berichtet wieder über seine Tätigkeit auf dem Versuchsgut der Universität Allgarn in Indien. Im Herbst 1960 wartete er dringend auf Regen, weil er 6000 Bäume pflanzen wollte. Besonders freut er sich über den letzten Kp. und da vor allem über die Bilder von Professor Sabarius und Dr. Feldmann. Hager teilt auch mit, daß Kamerad Wilhelm Boelsch, 19/20, der sich jahrelang in Spanien aufhielt, jetzt in Frankfurt am Main, Kemelinstraße 6 (Riedewald), wohnt. Von Kamerad Bunjes, 24/27, kam unsere Post zurück, er scheint verzogen zu sein. Kamerad Burgers, 32/34, tauchte zum letzten Altherrentag gerade noch rechtzeitig in Wigenhausen auf, um mit seiner Gattin den zweiten, inoffiziellen Tag noch im Kameradenkreis verleben zu können. Er war zuletzt in Kairo tätig und ist wieder in den vorderen Orient gegangen. Im letzten Sommer war auch wieder mal Professor Hakimi studienhalber in Deutschland. Er war dabei auch zu Besuch bei Kamerad Hilleke. Zusammen mit seinem Semesterkameraden Graebner sandte er von dort aus Neuhaus am Schliersee Grüße.

Von Afrika ist in diesem Heft nur wenig zu berichten. Aus Liberia schrieb Erich Mylord, 19/20, erfreut über den letzten Kulturpionier. Er berichtete auch über Lademann, Schmidtman und Stade. Ferner teilte er uns mit, daß Sepp Willischer, 24/27, wegen des Todes seines ältesten Sohnes wieder von Liberia nach USA gegangen ist. Nach Liberia ist auch Kamerad Arnulf Dix, 57, ausgereist.

Aus Angola schrieb ausführlich Kamerad Holger Langbein, 59, der erst einige Monate dort ist, aber schon nach kurzer Anwesenheit die Gesamtleitung einer Pflanzung übertragen bekam! Es handelt sich um die Detker-Farm Canate/Andulo, die stark ausgebaut werden soll. Die Viehhaltung soll von 550 Stück zur Zeit auf 1500 Stück erhöht werden. Außerdem sollen im Laufe des Jahres 55 = 60000 Kaffee-Arabica-Bäumchen gepflanzt werden. Dabei geht man insofern neue Wege, indem man den Kaffee nicht in Pflanzlöcher setzt, sondern in von Traktoren ausgehobene tiefe Gräben. Außerdem wird in großem Maße aufgeforschet (Eukalyptus, Zedern, Pinien). Da Langbein noch über ver-



Park mit Hauptgebäude der Lehranstalt

hältnismäßig wenig Erfahrungen im Lande verfügt, hat man ihm einen Berater beigegeben, einen schon länger in Angola lebenden Landsmann.

Georg Quaet-Faslem, 30/31, ist für immer von Angola, wo er die Pflanzung unseres im 2. Weltkrieg gefallenen Kameraden Herbert Köhne verwaltete, in die Heimat zurückgekehrt. Auch Kamerad Jürgen Stachow, 26/29, hat, wie wir erfahren, seine Pflanzung Ujo in Angola aufgegeben, wohl um seine in zäher, zielbewußter Arbeit erworbenen Erfahrungen in der Produktion von Vetiveröl in größerem Rahmen auszuwerten. Und als Dritter hat auch Kamerad Glama, 57, Angola nach zweijähriger Tätigkeit bei der Afrika-Frucht-Gesellschaft wieder verlassen und eine ihm zusagende andere Stelle angenommen. Kamerad Egli, 23/25, der über ein Jahrzehnt lang Leiter eines großen, seit mehr als ein Jahrhundert in der Hand schweizerischer Banken befindlichen Farmkonzernes in Algier war, ging, da er Algerien verlassen mußte, 1957 nach Angola und war dort in der Planungsabteilung des von der portugiesischen Regierung in Ceta in Angola in Angriff genommenen großzügigen Siedlungsunternehmens (Colonatu Europeu) tätig. Von hier trennte er sich wieder und hält nach neuen Aufgaben Ausschau. —

Die Südweiter und Südafrikaner scheinen nach dem Besuch Dr. Winters in Südafrika mehr oder weniger verstummt zu sein. Aus Südwest schrieb Kamerad Wilhelm Jochen, 05/08, leider mahnte er aber nur den Kulturpionier an und berichtete sonst nichts weiter. Kamerad v. Hase schickte einen Artikel für den Rp. Aus Johannesburg schrieb Kamerad Urvas, 07/09, alle 14 Tage trifft er sich dort mit Kamerad Landgrebe, 08/10, der ja ebenfalls in Johannesburg wohnt.

Kamerad Ehlert schickte die Verlobungsanzeige seiner Tochter, er selbst feierte Silberne Hochzeit. Eine erfreuliche Nachricht kam von Eberhard Schoenfelder, 11/12; ihm hatte ein stürzender Eukalyptus das linke Bein zerschmettert; nach langer Geduldsprobe ist er nun wieder hergestellt, was er selbst und auch die Ärzte nicht für möglich gehalten hätten.

Eberhard Grübner-Meyer, 57, sandte Grüße aus Ostafrika, wohin er von Südrhodesien aus eine große Fahrt unternommen hat. Er schreibt, daß sich leider der Kilimanscharo versagt und nicht gezeigt hat. In Südrhodesien ist er seit zwei Jahren tätig, und im Dezember war er sogar schon auf Urlaub in Witzgenhausen.

Aus Ostafrika ist Kamerad Findeisen, 01/03, Anfang August 1960 mit seiner Gattin für immer in die Heimat zurückgekehrt. Er ist seit 1905, seine Gattin seit 1910, in Tanganjika tätig gewesen. Zweimal wurden sie ausgewiesen und sind doch wieder hinausgegangen. Er kehrt zurück, weil die Pflanzung, die er leitete, wegen des schlechten Kapokpreises ihre Erzeugung stark einschränken muß. Er glaubt aber, daß wir Deutschen bei der wirtschaftlichen Entwicklung Ostafrikas viel Einfluß gewinnen können.

Aus Australien kehrte Kamerad Peter Wolff, 58, zurück. Er wurde überraschend von der Technischen Universität Berlin zum Studium zugelassen und will deshalb erst mal weiterstudieren. Wolff teilt uns auch mit, daß Kamerad Behrend, 33/36, jetzt als Dozent am St. Pauls College in Walla Walla in Neu-Süd-Wales tätig ist. —

Besonders möchte ich noch erwähnen, daß auch im vergangenen Jahr verschiedene Alte Kameraden die DRS besucht und dort Vorträge vor den Studierenden des 4. Lehrganges gehalten haben. So sprach im Februar Kamerad Ocker über die Ansiedlung Deutscher Flüchtlingsbauern in Frankreich. Kamerad Meyer, 58, der bisher in Marokko tätig war und sich jetzt in Saudi-Arabien aufhält, hielt einen Vortrag über Marokko. Fritz Engelhard, 30/32, sprach über El Salvador. Dr. Tag, 36/38, redete vor den Studierenden über Kenya.

Im November weilte Kamerad Kannegießer mit Pfarrer Wagner von der Leipziger Mission zu Besprechungen über Ostafrika in Witzhausen. Man erwägt eine Art Vorsemester für junge Afrikaner an der Lehranstalt einzurichten, damit sie auf diese Weise Anschluß an die laufenden Lehrgänge der Lehranstalt finden können.

Außerdem wurde 1960 die DRS noch von folgenden Kameraden aufgesucht: Hans-Joachim Jenke, 22/23, Margittai, 38/39, Max Zimmer, 31/34, Messerschmidt, 35/36, Wafmann, 59, und Weber, 59. Kamerad Wehrmeister, 57, aus Mexiko und Slama, 57, aus Liberia besuchten Witzhausen anläßlich ihres Heimaturlaufs, ebenso v. Schönau-Wehr, 33/35, aus dem Sudan. —

Der Altherrentag 1961 wird wieder im Juni stattfinden. Der genaue Zeitpunkt steht leider noch nicht fest. Bedauerlicherweise kommt Pfingsten für unser Altherrentreffen nicht mehr in Frage, weil es wegen des Wirtschaftswunders unmöglich geworden ist, für die Feier-

tage das notwendige Personal zu bekommen. Wenn wir die Tagung in der bisherigen Weise beibehalten wollen, müssen wir sie also an einem gewöhnlichen Wochenende abhalten.

Damit möchte ich den Kameradenbrief abschließen. Trotz der verhältnismäßig kurzen Zeitspanne seit Erscheinen der letzten Ausgabe unserer Zeitschrift war doch viel Neues über die Alten Kameraden zu berichten.

Wenn es dieses Mal auch noch nicht gelungen ist, den Tropenlandwirt, wie wir ja nun unseren Kulturpionier nennen wollen, noch vor Weihnachten herauszubringen, so werden Sie doch hoffentlich das nächste Heft pünktlich zu Weihnachten 1961 in Händen haben.

Recht herzliche Grüße an all unsere Kameraden daheim und überm Meer,

Ihr

Hartwig Golf

Die Verlobung unserer Tochter INGRID mit
Herrn GERHARD VITTINGHOFF geben wir hiermit bekannt.

Helmut Ehlert
Käte Ehlert geb. Fischer

Oktober 1960

Farm Rietbok · Box 71

Louis Trichardt, S. Afrika



STÜLCKEN

MASCHINENBAU GMBH · HAMBURG
ABT. PLANTAGENMASCHINEN

Maschinen für die Aufbereitung von:

Kaffee: Pulper, speziell Raoengpulper, Schäl-, Polier- und Sortiermaschinen Trockner System GUARDIOLA.

Tee: Teeroller, Ballenbrecher, Trockner, Sortieranlagen, Ventilatoren, Nebelatoren.

Faser: Entfaserungsmaschinen, Type CORONA I, II, III, IV für Sisal, Ramie, Abaca
Raspadore, Quetschwalzen, Bürstmaschinen, Pressen.

Lieferung ganzer Anlagen.

Wir erfüllen hiermit die schmerzliche Pflicht, davon Kenntnis zu geben, daß auf der Höhe seiner Schaffenskraft und erfüllt von neuen Vorhaben, der

Dozent der Lehranstalt für tropische und subtropische
Landwirtschaft

Herr Dr. Peter Piekenbrock

am 11. Dezember 1960 verstarb.

Nach mehr als 25jähriger Tropentätigkeit stellte er sich für den Neuaufbau unserer Lehranstalt mit seinen reichen Erfahrungen zur Verfügung. Seinem hohen Können haben wir viel zu verdanken, und sein Heimgang ist für uns ein schwerer Verlust.

Wir werden sein Andenken in Ehren halten.

Aufsichtsrat, Geschäftsführung, Dozenten u. Studierende
des

Deutschen Institutes für tropische
und subtropische Landwirtschaft

Witzenhausen, den 12. Dezember 1960

Der Herr über Leben und Tod hat meine liebe Mutter

Frau Gertrud Hohnfeldt

geb. Knauer

im Alter von 92 Jahren aus einem arbeitsreichen Leben abgerufen.

Voll Dankbarkeit für die gesegneten Jahre, die ich mit ihr verleben durfte:

Thekla Hohnfeldt

Witzenhausen, den 24. September 1960

Die Beerdigung fand am Dienstag, dem 27. September 1960,
um 14.30 Uhr von der Friedhofskapelle aus statt.

Meine geliebte Frau, unsere unvergeßliche Mutter und Omi

Hellen Krankenhagen

geb. Hentschel

ist am 23. Oktober 1960 nach schwerem Leiden im Alter von 78 Jahren sanft entschlafen.

Wilhelm Krankenhagen
Dipl.-Ing. Hagen Krankenhagen
Helga Schwaab geb. Krankenhagen
Gertraude Krankenhagen geb. Prinzhorn
Dr. Hermann Schwaab, die 5 Enkelkinder
Heidrun, Dagmar, Gernot, Barbara, Falko
Schwanhild Lippert, Swinta Mecke,
Amala Weise

Sternberg, Regensburg, Weißenhorn

Die Einäscherung fand im engsten Familienkreise statt.

Heute nahm uns Gott unerwartet meinen lieben, stets um uns besorgten Mann, unseren geliebten Vater, meinen letzten Sohn, unseren Schwager und Onkel

Oberstudienrat

Ludolf Freese

Leiter des Inselgymnasiums

im Alter von 53 Jahren heim in sein ewiges Reich.

In tiefer Trauer

Frau Lilly Freese geb. Magofke-Schneider
Hauke, Eibo und Meike Freese
Menno Freese und Angehörige

Nordseebad Wangerooge, Sillenstede/Oldb.
Oberlahnstein a/Rhein, den 9. September 1960

Die Trauerfeier fand statt am Mittwoch, dem 14. September 1960, um 9.30 Uhr in der Auferstehungskirche zu Oldenburg/Oldb.

Ich schäme mich des Evangeliums von
Christus nicht. Römer I, Vers 16

Gottes heiliger Wille nahm nach schweren, mit viel Geduld
ertragenen Krankheitstagen, meinen geliebten Mann, unseren guten
Vater und Sohn

Heinz Koch

zu sich in sein Reich.

Gertrud Koch geb. Wirth
Reinhard, Manfred, Bärbel
Ernst Koch

Eitra, Melsungen, den 8. Juli 1960

Die Beerdigung fand am Montag, dem 11. Juli 1960, um 14.30 Uhr
von der Friedhofskapelle aus statt.

Mein geliebter Mann, unser liebevoller, treusorgender Papi,
unser letzter Bruder, Schwiegersohn, Schwager und Onkel

Horst Stern u. Walther v. Monbary

1909

1960

ging heute nach plötzlicher schwerer Krankheit von uns.

Elisabeth Stern u. Walther v. Monbary
geb. Riecke
Sigrid, Marlis und Claudia
Stern u. Walther v. Monbary
Im Namen aller Angehörigen

Köln-Klettenberg, den 23. Juli 1960
Geisbergstraße 76

Die Beerdigung fand am Donnerstag, den 28. Juli 1960, 11.15 Uhr
auf dem Südfriedhof statt.



Mein lieber, treusorgender Mann

Robert Hoffmann

hat mich am 4. Juli 1960 im Alter von 82 Jahren für immer verlassen.
Gott schenkte ihm ein erfülltes Leben.

In stiller Trauer
Mia Hoffmann geb. Kötter

Berlin SW 61, den 5. Juli 1960
Eylauer Straße 23

Auf Wunsch des Verstorbenen fand die Einäscherung in aller
Stille statt.



Am 28. Juni 1960 entschlief plötzlich mein innigstgeliebter
Mann, unser herzensguter, stets treusorgender Vater und Pflege-
vater, Bruder, Schwager, Onkel, Vetter und Neffe

Hubert Lignau

im 52. Lebensjahr.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Irgard Lignau und Kinder

Zeven, den 28. Juni 1960

Seelenamt am 2. Juli 1960 um 9 Uhr in der Christ-Königs-Kirche.
Trauerfeier um 14 Uhr in der Friedhofskapelle.

Seit Jahrzehnten führend in
SPITZENERZEUGNISSEN
der westf. Fleischwarenindustrie



Tradition und Fortschritt wohlabgestimmt



*Preisträger bei sämtlichen
DLG-Leistungswettbewerben der Nachkriegszeit*



Vertreter im ganzen Bundesgebiet und Westberlin



Export

WESTFÄLISCHE FLEISCHWARENFABRIK
FRANZ WILTMANN
VERSMOLD-PECKELOH

Ruf: 8555 · Telegramme: Wurstwiltmann
Fernschreiber: 094 222

HOLZSCHUTZ DURCH IMPRÄGNIEREN

Wolman-Salze

wirken gegen alle

pilzlichen und tierischen Schädlinge des Holzes

Bewährt

seit Jahrzehnten in heimischen u. überseeischen Gebieten

Schützen vor Termitenbefall und Moderfäule

(Soft rot)



DR. WOLMAN G. M. B. H.

Sinzheim bei BADEN-BADEN

Telefon-Nr.: Steinbach, Kr. Bühl über Baden-Baden
551

Telegramm-Anschrift: Wolmanit Baden-Baden



**Über 50 Jahre
Erfahrung in der Herstellung von
PHARMAZEUTIKA**

Gebrauchsfertige Arzneiformen

Tabletten	Ampullen
Dragees	Salben
Pastillen	Suppositorien
Chemikalien	Dental-Präparate

M. WOELM



ESCHWEGE



zum Pflanzenschutz, zur Unkrautbekämpfung,
zur Schädlingsbekämpfung im Haus - am Tier.

In Europa und Übersee zahlreiche Vertretungen, die wir auf Anfrage gern nennen.

CELA LANDW. CHEMIKALIEN GMBH. INGELHEIM/RH.

HOLZ IN DEN TROPEN . . .

ist durch pflanzliche und tierische Schädlinge
(Termiten) besonders bedroht.

Darum ist gerade dort die Anwendung holz-
schützender XYLAMON-Präparate unerlässlich.
Bitte, denken Sie daran,

XYLAMON
HÄLT HOLZ GESUND

Informationen durch:

DESOWAG-CHEMIE GMBH, DÜSSELDORF, BISMARCKSTR. 83

Mehr als 250 000 Waggons

mit Kalidüngemitteln verlassen jährlich die Verladebahnhöfe der westdeutschen Kaliwerke. Mit ihren 18 Kalibergwerken deckt die westdeutsche Kaliindustrie einen erheblichen Teil des Kaliweltbedarfs. In allen Ländern – besonders auch in den tropischen Gebieten *) – tragen die Kalidüngemittel zu einer schnellen Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion bei.



VERKAUFGEMEINSCHAFT DEUTSCHER KALIWERKE G M B H

HANNOVER · PRINZENSTRASSE 12

*) Ausführliche Informationen über die vorteilhafte Anwendung und Wirkung der Kalidüngemittel in der tropischen Landwirtschaft erhalten Sie auf Anforderung durch die Landwirtschaftliche Abteilung Ausland unserer Gesellschaft oder durch unsere landwirtschaftlichen Beratungsdienste im Ausland.

Die Wertschätzung,

welche das Thomasphosphat in der deutschen Landwirtschaft besitzt, ist sehr wohl begründet. Es ist nicht nur der Gehalt an

leichtaufnehmbarer Phosphorsäure und die **besondere Preiswürdigkeit** dieser Phosphorsäure,

sondern es ist auch der

Gehalt an wertvollen Nebenbestandteilen,

wie Kalk, Magnesium, Mangan, Kupfer, Kobalt u. a., welcher zu dieser Beliebtheit des Thomasphosphates geführt hat. Die Praxis spricht häufig von einer

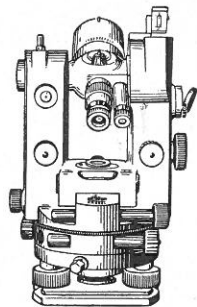
„**Thomasphosphat-Wirkung**“ und bringt damit zum Ausdruck, daß in diesem Düngemittel eine besonders günstige Kombination wertbestimmender Bestandteile vorliegt, welche in ihrem Zusammenwirken nicht nur hohe und sichere Erträge guter Qualität, sondern auch die Bodenfruchtbarkeit nachhaltig fördern.

Wer Thomasphosphat nimmt, weiß, was er hat!

Das gleiche gilt für die streufertigen Mischungen
Thomaskali 10 x 20 und Thomasphosphat-Kali 10 x 15

BREITHAUPT GEODÄTISCHE INSTRUMENTE

bewähren sich in allen Ländern der Welt durch hohe
Genauigkeit und einfache Handhabung



F. W. BREITHAUPT & SOHN · KASSEL

FABRIK GEODÄTISCHER INSTRUMENTE · GEGRÜNDET 1762

HNL »Nick Chick« Linienhybriden

vom Gut Friedrichsruh, Steinhagen i. Westf.

Telefon 368

Postfach 146

sichern die Rentabilität Ihrer Legehennenhaltung



denn HNL »Nick Chick« sind:
robust und widerstandsfähig,
sehr leukoseresistent,
dankbare Futterverwerter,
leicht in großen Scharen zu halten.

HNL „Nick Chick“ legen ausgezeichnete Qualitätseier,
HNL „Nick Chick“ sind von ausgezeichneter Schlachtqualität.

Unsere modernen **Aufzuchtstallungen**, unsere moderne, hygienisch einwandfreie **Brüterei** sowie unsere großen Erfahrungen auf dem Gebiet der Geflügelwirtschaft garantieren die Auslieferung von nur bestem Tiermaterial.

Außerdem sind wir in der Lage:

- Ihre Schlachthennen in unserer eigenen, modernen Geflügel-Großschlachtereie zu verarbeiten und zu vermarkten.
- Ihre **Eier** über unsere bestehende **Marken-Ei-Erfassungs- und Vertriebsorganisation** im Rahmen unseres Kunden- und Beratungsdienstes abzunehmen.

Diese für Sie geschaffene Organisation bietet Ihnen einmalige **Vorteile rentabler Hühnerhaltung**.

Fordern Sie unseren Beratungsdienst!

Vereinbaren Sie mit uns einen Termin, zu dem Sie den gesamten Betrieb besichtigen wollen.

Bestellen Sie baldmöglichst **unsere HNL Eintagsküken**
zum Preise von **3,70 DM pro Stück** bei 98% Hennengarantie

Otto Rösner

Bahnamtlicher Spediteur

für die Zustellungsbezirke Limburg/Lahn und Hadamar

CHIRURGISCHES NAHTMATERIAL

KRANKENHAUSBEDARF

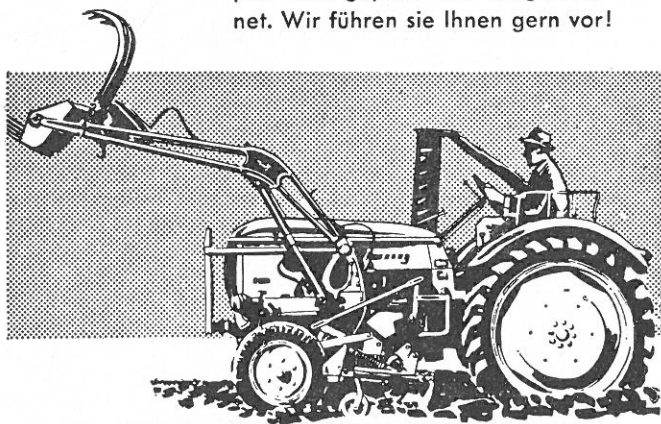
APPARATE FÜR WISSENSCHAFTLICHE FORSCHUNG



B. BRAUN · MELSUNGEN

1 Mann + 1 Schlepper

schaffen alles allein: Laden, drillen, pflegen, antreiben, pflügen und ziehen. Auch beim Geräteanbau EINMANN-Bedienung! Das sind HANOMAG Zug- und Tragschlepper. DLG-geprüft und ausgezeichnet. Wir führen sie Ihnen gern vor!



RHEINSTAHL HANOMAG A. G.

Verkaufs-Niederlassung

KASSEL-B. · Osterholzstraße 37

Telefon 54 43 u. 59 005

DER WALD BRAUCHT KALK

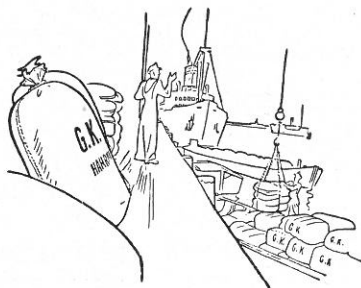
3. Auflage

Abhandlungen aus Wissenschaft und Praxis
mit Stichwortverzeichnis zur Waldkalkung
239 Seiten, 48 Abbildungen, broch. DM 12.50

Universitätsverlag Köln 1959



**Geschenke
aus Hamburg
die Freude
bereiten**



Kleine Geschenke halten Freundschaften und Erinnerungen wach. Mein „Geschenkpaket-Dienst“ kann Ihnen das Schenken an liebe Freunde in Deutschland und in Übersee so leicht machen! Ich versende nach Ihren Wünschen individuell zusammengestellte und liebevoll verpackte Geschenkpakete.

Bitte fordern Sie meinen Katalog:

„Geschenke, die Freude bereiten“

Er enthält über 300 Vorschläge liebenswürdiger Geschenke, die sich für Geburtstage, Jubiläen, Oster- und Weihnachtsfesttage besonders gut eignen, zum Beispiel:

Kaffee, Tee, Schokolade, Pralinen, Lübecker Marzipan, feines Gebäck, Weinbrand und Likör, Mosel- und Rheinweine, Deutsches Exportbier, Zigarren, Honig, Fleisch-, Fisch- und Frucht-Konserven. Feinstes Porzellan und vieles andere mehr. Dazu eine Auswahl spezieller Geschenkpakete in verschiedenen Preislagen.

Mein Katalog nennt Ihnen die Preise in Deutscher Mark (West), US-Dollar und englischem Pfund. Bestellungen und Bezahlung auch über meine Vertretungen in Kanada, Südafrika, Peru und Brasilien.



GÜNTER KRAUSE

Geschenkversand · Kaffeerösterei

HAMBURG - Gr. Flottbek · Waitzstraße 26



für **TROPISCHE PRODUKTE:**

Kopra, Palmnüsse, Palmfruchtfleisch, Erdnüsse, Bananen, Kakaobohnen, Tee, Kaffee Manioka- und Tapiokaflocken, Chinarinde, Sisal, Ramie, Manilahanf, Reis, Mais usw.

Außerdem liefern wir

Trockner für alle Industriezweige

Verlangen Sie bitte kostenloses Angebot u. fachmännische Beratung



Trockenapparate- und Maschinenbau- GmbH. **BEBRA** Bezirk Kassel

Über 90 Jahre Lieferant

für In- und Ausland sämtlicher
Fruchtmuttersäfte und Fruchtsirupe

Millionen Liter bestätigen die Qualität!

Fruchtmuttersäfte

Fruchtsirupe

Dicksäfte

Himbeer
Sauerkirsch
Marasken
Johannisbeer
rot und schwarz
Erdbeer
Brombeer

Bitte verlangen Sie meine Spezialofferte!

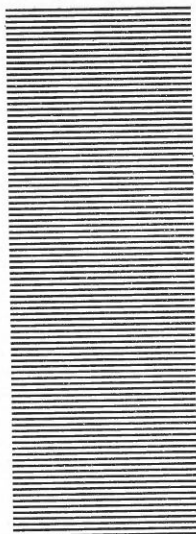
Hermann Brand



Witzenhausen

Obstverwertungsfabrik

Stickstoff- Dünger für alle Kulturen



3/119

Ammonsulfatsalpeter	26% N	
Bor-Ammonsulfatsalpeter	25% N	mit 3% Borax
Kalkammonsalpeter	20,5% N	
Schwefelsaures Ammoniak	21% N	
Ruhr-Volldünger	N P K	
RUSTICA	10 - 8 - 18	
RUSTICA blau	12 - 12 - 20	chloridfrei
RUSTICA blau	12 - 12 - 17 - 2	chloridfrei mit 2% MgO und Spurenelementen
RUSTICA	12 - 12 - 21	
RUSTICA rot	13 - 13 - 21	
RUSTICA rot	13 - 13 - 21	mit 2% Borax
RUSTICA gelb	15 - 15 - 15	
Ruhr-Stickstoffkali	20 - 0 - 20	
Ruhr-Stickstoffkali	18 - 0 - 24	



R U H R - S T I C K S T O F F
AKTIENGESELLSCHAFT · BOCHUM